

HEYNE <

DAS BUCH

Die Weltmächte verhandeln im Zeichen der Kooperation und setzen auf eine friedliche Zukunft. Doch hinter den Kulissen in Ost und West tickt eine gefährliche Zeitbombe, und die Abwehrsysteme der Großmächte drohen von den politischen Ereignissen überrollt zu werden. Da entdeckt ein Bauer im syrischen Teil der Golanhöhen eine alte Fliegerbombe aus dem Sechs-Tage-Krieg, einen Blindgänger. Er verkauft ihn an einen Waffenhändler, sich nicht weiter darum sorgend, warum die Bombe nach all den Jahren noch Wärme ausstrahlt – und gibt damit unberechenbaren Terroristen eine tödliche atomare Waffe in die Hand. Angesichts der äußerst realen Bedrohung übernehmen in der Politik die längst totgeglaubten »Falken« wieder das Ruder, und ein neues Kapitel des Kalten Krieges beginnt. Für Jack Ryan, Amerikas Geheimagent für Top Secret-Fälle, ein nahezu aussichtsloser Wettlauf mit der Zeit. Was wird siegen: Vernunft oder blinder Vernichtungswahn?

DER AUTOR

Tom Clancy, geboren 1947, hatte mit seinem ersten Thriller *Jagd auf Roter Oktober* auf Anhieb internationalen Erfolg. Clancy gilt als Begründer des modernen Techno-Thrillers und zählt neben John Grisham zu den erfolgreichsten amerikanischen Spannungsauteuren. Aufgrund seiner gut recherchierten, überaus realistischen Szenarien wurde der Autor nach den Anschlägen vom 11. September von der amerikanischen Regierung als spezieller Berater hinzugezogen. Bei Heyne erscheinen Tom Clancys große Thriller aus dem Universum um den Spezialagenten Jack Ryan.

Am Ende des Buches finden Sie ein ausführliches Werkverzeichnis aller im Wilhelm Heyne Verlag lieferbaren Tom Clancy-Thriller.

TOM CLANCY

DAS ECHO ALLER FURCHT

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Hardo Wichmann

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
THE SUM OF ALL FEARS
erschien 1991 bei G.P. Putnam's Sons, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 03/2013
Copyright © 1991 by Jack Ryan Enterprises Ltd.
Copyright © 2002 der deutschsprachigen Ausgabe
by Blanvalet Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 2013 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2013
Umschlagillustration: Nele Schütz Design unter Verwendung
eines Motivs von © Shutterstock
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43676-3

www.heyne.de

Setze den unerschrockensten Seemann, den kühnsten Flieger und den tapfersten Soldaten an einen Tisch, und was kommt dabei heraus? Die Summe ihrer Ängste.

Winston Churchill

Die zwei Thronprätendenten trafen sich mit allen ihren Mannen zu Verhandlungen auf dem Feld am Camlann. Beide Seiten waren voll bewaffnet und argwöhnten sehr, die anderen könnten eine List oder ein Stratagem versuchen.

Die Unterhandlungen verliefen glatt, bis ein Ritter von einer Viper gebissen wurde und sein Schwert zog, um das Reptil zu töten. Als die anderen die blanke Waffe sahen, fielen sie augenblicklich übereinander her. Es folgte ein schreckliches Gemetzel. Die Chronik... [Morte d'Arthur] betont, das Blutbad sei hauptsächlich so ungemein gewesen, weil die Schlacht ohne Vorbereitung und Vorbedacht stattfand.

Herman Kahn: *Vom thermonuklearen Kriege*

Danksagung

Wie immer, gibt es Menschen, denen ich zu danken habe:

Russ für seine engelsgeduldige Unterweisung in Physik (die Schnitzer sind meine, nicht seine); Barry für Einblicke; Steve für seine Denkweise; Ralph für Analysen; John für die Juristerei; Fred für Zugang; Gerry für seine Freundschaft; vielen anderen, die meine endlosen Fragen und Ideen ertrugen – selbst die dummen; und allen friedliebenden Menschen, die wie ich hoffen, daß wir nun endlich über den Berg kommen, und die bereit waren, darüber zu reden.

Prolog: **Der zerbrochene Pfeil**

»Wie der Wolf im Pferch.« Diese Zeile von Lord Byron zitierten automatisch die meisten Kommentatoren, wenn sie den syrischen Angriff auf die von Israel besetzten Golanhöhen am Samstag, den 6. Oktober 1973 um 14 Uhr Ortszeit schilderten. Wahrscheinlich hatten die literarisch gebildeten unter den syrischen Offizieren genau das im Sinn, als sie letzte Hand an ihre Pläne für eine Operation legten, die den Israelis mehr Panzer und Artillerie entgegenschleudern sollte, als sich Hitlers Panzergeneräle jemals träumen ließen.

Die Schafe jedoch, die die syrische Armee an diesem grausigen Tag im Oktober vorfand, glichen eher angriffslustigen Widdern als den sanftmütigen Tieren der Pastorale. Obwohl im Verhältnis eins zu neun unterlegen, waren die beiden israelischen Brigaden auf dem Golan Elite-Einheiten. Den Norden der Höhen hielt die 7. Brigade, deren Linien, eine raffinierte, in Starrheit und Flexibilität fein ausgewogene Verteidigungsanlage, kaum nachgaben. Einzelne starke Stellungen wurden hartnäckig gehalten und lenkten die syrischen Vorstöße in felsige Hohlwege, wo sie von Panzerreserven, die hinter der Demarkationslinie lauerten, abgeschnitten und zerschlagen werden konnten. Als am zweiten Tag Verstärkung nachrückte, war die Lage noch unter Kontrolle – wenn auch nur knapp. Am Ende des vierten Tages lag die syrische Panzerarmee, die über die 7. Brigade hergefallen war, in rauchenden Trümmern.

Die Barak-(»Blitz«-)Brigade hielt den südlichen Abschnitt der Höhen und hatte weniger Glück. Hier begünstigte das Terrain die Verteidiger nicht so sehr, und hier schienen die syrischen Verbände auch fähiger geführt worden zu sein. Binnen Stunden war die Barak-Brigade in mehrere Teile zersprengt worden. Zwar sollte sich später erweisen, daß jedes Bruchstück gefährlicher als ein Vipernest war, doch für den Moment nutzten die syrischen Panzerspitzen die Lücken rasch aus und jagten auf ihr strategisches Ziel, den See Genezareth, zu. Was im Lauf der nächsten 36 Stunden passierte, sollte das israelische Militär auf die schwerste Probe seit 1948 stellen.

Am zweiten Tag traf Verstärkung ein. Sie mußte praktisch Mann für Mann aufs Gefechtsfeld verteilt werden, um Lücken zu schließen oder versprengte Einheiten zu sammeln, die unter der Gefechtsbelastung auseinandergebrochen und, was es noch nie zuvor in der Geschichte des Staates Israel gegeben hatte, vor den angreifenden Arabern geflohen waren. Erst am dritten Tag gelang es den Israelis, ihre Panzerkräfte zu konzentrieren und die drei syrischen Stoßkeile zu umzingeln und dann zu zerschlagen. Die Syrer wurden von einem wütenden Gegenangriff auf ihre eigene Hauptstadt zurückgeworfen und hinterließen ein entsetzliches Schlachtfeld, übersät mit Leichen und ausgebrann-

ten Panzern. Am Ende dieses Tages empfingen die Soldaten der Barak und der 7. Brigade einen Funkspruch des israelischen Oberkommandos:

IHR HABT DAS VOLK ISRAEL GERETTET.

Was keine Übertreibung war. Dennoch erinnerte man sich außerhalb Israels, von Militärakademien einmal abgesehen, seltsamerweise kaum an die heroische Schlacht. Wie beim Sechs-Tage-Krieg erregte der Bewegungskrieg im Sinai die Bewunderung der Welt: die Überquerung des Suezkanals, die Schlacht um die »chinesische« Farm, die Einkesselung der ägyptischen 3. Armee – und dies, obwohl die Kämpfe auf den Golan-Höhen weitaus furchterregender waren und zudem noch näher der Heimat stattfanden. Die Überlebenden dieser beiden Brigaden wußten, was sie geleistet hatten, und ihre Offiziere konnten sicher sein, daß diese Schlacht bei Berufssoldaten, die verstanden, welches Können und welchen Mut eine solche Abwehr erforderte, zusammen mit den Thermopylen, Bastogne und Gloucester Hill in Erinnerung bleiben würde.

Jeder Krieg hat seine ironischen Aspekte, und der Jom-Kippur-Krieg stellte da keine Ausnahme dar. Wie die meisten ruhmreichen Abwehrschlachten war auch diese Aktion im Grunde überflüssig. Die Israelis hatten Nachrichtendienstmeldungen falsch interpretiert, die, hätte man nur zwölf Stunden früher darauf reagiert, sie in die Lage versetzt hätten, existierende Pläne umzusetzen und vor Beginn der Offensive die Truppen auf den Golanhöhen zu verstärken. Zu dem heroischen Abwehrkampf hätte es gar nicht zu kommen brauchen. Unnötig die Verluste, die so hoch waren, daß man sie erst nach Wochen einer stolzen, aber schwergetroffenen Nation bekanntgab. Hätte man den Informationen entsprechend gehandelt, wären die Syrer trotz ihrer starken Ausrüstung mit Panzern und Geschützen noch vor der Demarkationslinie massakriert worden. Doch bekanntlich bringen Massaker wenig Ruhm. Warum die Aufklärung versagte, wurde nie richtig geklärt. Gelang es dem berühmten Mossad nicht, die Pläne der Araber zu erkennen? Oder schlug die politische Führung Israels die Warnungen, die sie erhielt, in den Wind? Diese Fragen erregten natürlich sofort die Aufmerksamkeit der Weltpresse, insbesondere was den ägyptischen Vorstoß über den Suezkanal und den Durchbruch der vielgerühmten Bar-Lev-Linie anging.

Ebenso ernst, aber weniger beachtet war ein grundlegender Fehler, den der sonst so weitsichtige israelische Generalstab Jahre zuvor gemacht hatte. Trotz ihrer Feuerkraft war die israelische Armee mit Artillerie unterversorgt, dies ganz besonders, wenn man sowjetische Maßstäbe anlegte. Anstatt sich auf starke Konzentrationen mobiler Kanonen zu verlassen, stützten sich die Israelis auf große Zahlen von Mörsern mit geringer Reichweite und auf Kampfflugzeuge. Dies führte dazu, daß die israelischen Artilleristen auf dem Golan im Verhältnis eins zu zwölf unterlegen und einem mörderischen Gegenfeuer ausgesetzt waren, ganz zu schweigen von ihrer Unfähigkeit, die belagerten Verteidiger adäquat zu unterstützen. Dieser Irrtum kostete viele Menschenleben.

Wie so oft wurde dieser schwere Fehler von intelligenten Männern und aus guten Gründen begangen. Ein Kampfflugzeug, das die Syrer auf dem Golan angegriffen hatte, konnte schon eine Stunde später seine tödliche Ladung auf die Ägypter am Suezkanal herabregnen lassen. Als erste moderne Luftwaffe hatte die IAF systematisch die Umlaufzeiten ihrer Flugzeuge verkürzt. Das Bodenpersonal wurde ähnlich gedrillt wie die Mechaniker an den Boxen beim Autorennen, und sein Geschick und seine Schnelligkeit verdoppelten praktisch die Schlagkraft jeder Maschine. Das machte die IAF zu einem hochflexiblen und gewichtigen Instrument. Unter diesem Aspekt erschien eine Phantom oder eine Skyhawk natürlich wertvoller als ein Dutzend Geschütze auf Selbstfahrlafetten.

Was die israelischen Planer nicht in Erwägung gezogen hatten, war die Tatsache, daß die Araber von den Sowjets aufgerüstet wurden und daher auch die sowjetische taktische Doktrin eingepflegt bekamen. Die sowjetischen Konstrukteure der SAM-Luftabwehrraketen, deren größte Herausforderung die als überlegen geltenden NATO-Luftwaffen waren, gehörten schon immer zur Weltspitze. Russische Planer sahen in dem kommenden Oktoberkrieg eine hervorragende Gelegenheit, ihre neuesten taktischen Waffen und Methoden zu testen. Und sie versäumten sie nicht. Die Sowjets lieferten ihren arabischen Kunden ein SAM-Netz, von dem die Nordvietnamesen oder die Streitkräfte des Warschauer Paktes damals nicht zu träumen wagten: eine massive Phalanx von tief gestaffelten Raketenbatterien und Radarsystemen, und dazu die neuen mobilen SAM-Abschußgeräte, die zusammen mit den Panzerspitzen vorrückten und den Schutzschirm für die Bodenverbände vergrößern konnten. Die Mannschaften, die diese Systeme bedienen sollten, waren gründlichst ausgebildet worden; viele in der Sowjetunion, wo sie von allem, was Sowjets und Vietnamesen über amerikanische Taktiken und Technologien gelernt hatten, profitierten. Immerhin stand zu erwarten, daß die Israelis die Methoden imitierten. Von allen arabischen Soldaten sollten nur die in der Sowjetunion ausgebildeten Männer den Vorkriegserwartungen gerecht werden, denn sie neutralisierten praktisch zwei Tage lang die israelische Luftwaffe. Wären die Bodenoperationen nach Plan verlaufen, hätte das gereicht.

Hier nimmt die Geschichte ihren eigentlichen Anfang. Die Lage auf dem Golan wurde sofort als sehr ernst eingeschätzt. Die kargen und konfuse Informationen, die von den fassungslosen Stäben der beiden Brigaden eingingen, verführten das israelische Oberkommando zu der Annahme, daß man auf dem Golan die taktische Kontrolle verloren hatte. Der schlimmste Alptraum schien Wirklichkeit geworden zu sein: Unvorbereitet war man überrascht worden. Die Kibbuzim im Norden waren gefährdet. Israelische Zivilisten und Kinder bewegten sich in der Bahn syrischer Panzerverbände, die nach Belieben und praktisch ohne Warnung von den Höhen hinunter nach Galiläa rollen konnten. Die erste Reaktion der Stabsoffiziere war fast panisch.

Ein guter Stabsoffizier jedoch plant auch Panik ein.

In einem Land, für das seine Gegner die physische Vernichtung zum Kriegs-

ziel erklärt haben, kann keine Verteidigungsmaßnahme als zu extrem gelten. Schon 1968 hatten die Israelis die nukleare Option in ihren Kriegsplan aufgenommen. Am 7. Oktober ging um 3.55 Uhr Ortszeit und gerade 14 Stunden nach Beginn der Kampfhandlungen der Befehl für die OPERATION JOSUA per Telex an den Fliegerhorst bei Beer Scheba.

Israel verfügte damals nur über wenige Kernwaffen – und streitet bis heute ihren Besitz ab. Eine große Anzahl wäre auch im Notfall nicht gebraucht worden. In einem der zahllosen unterirdischen Bombenkeller bei Beerscheba lagen 12 recht gewöhnlich aussehende Objekte, die sich von anderen, zur Montierung unter Tragflächen taktischer Kampfflugzeuge gedachten Waffen lediglich durch rot und silbern gestreifte Markierungen an den Seiten unterschieden. Sie hatten keine Leitflossen, und an der stromlinienförmigen Verkleidung aus poliertem Aluminium mit kaum sichtbaren Nähten und einigen Ösen sah nichts ungewöhnlich aus. Das hatte seinen Grund. Ein flüchtiger Beobachter konnte sie leicht für Treibstofftanks oder Napalmbomben halten, Objekte also, die kaum einen zweiten Blick wert waren. In Wirklichkeit aber handelte es sich um zwei Plutoniumbomben mit einer nominalen Sprengkraft von 60 Kilotonnen: genug, um das Herz einer Großstadt zu vernichten, Tausende von Soldaten im Feld zu töten oder – mit Hilfe von separat gelagerten, aber leicht an der Verkleidung zu befestigenden Ummantelungen aus Kobalt – eine ganze Landschaft auf Jahre hinaus zu vergiften.

An diesem Morgen herrschte in Beer Scheba hektischer Betrieb. Nach dem Feiertag Jom Kippur, den die Menschen des kleinen Landes mit Gottesdiensten und Familienbesuchen begangen hatten, strömten noch immer Reservisten auf den Stützpunkt. Die Männer, die die heikle Aufgabe ausführen mußten, Flugzeuge mit ihren tödlichen Bordwaffen zu bestücken, hatten schon viel zu lange Dienst getan. Ihre Konzentration ließ nach. Selbst die Neuankömmlinge litten unter Schlafmangel. Ein Waffentrupp, den man aus Sicherheitsgründen über den Auftrag im unklaren gelassen hatte, versah unter den Augen zweier Offiziere einen Schwarm A-4 Skyhawks mit Kernwaffen. Die Bomben wurden auf Wagen unter die mittleren Aufhängevorrichtungen der vier Flugzeuge gerollt, vorsichtig mit einem Kran angehoben und dann eingehängt. Weniger erschöpften Mitgliedern des Bodenpersonals hätte auffallen können, daß die Entscheidungsvorrichtungen und Leitflossen noch nicht an den Bomben befestigt worden waren. Wer dies wahrnahm, mußte zweifellos zu dem Schluß kommen, daß der für diese Aufgabe zuständige Offizier zu spät dran war – wie fast jeder an diesem kalten und verhängnisvollen Morgen. Die Nasen der Waffen waren mit Elektronik vollgepackt. Der eigentliche Zündmechanismus und die Kapsel mit dem spaltbaren Material, zusammen als »Physikpaket« bekannt, befanden sich natürlich schon in den Bomben. Im Gegensatz zu amerikanischen Kernwaffen waren die israelischen nicht für den Lufttransport in Friedenszeiten bestimmt. Deshalb fehlten ihnen die umfangreichen Sicherungen, die die Firma Pantex bei Amarillo in Texas in US-Kernwaffen einbaute. Das Sicherungssystem bestand aus zwei Komponenten; eines wurde an der Spitze befe-

stigt, das andere war in die Leitflossen integriert. Im großen und ganzen waren die Bomben für amerikanische oder sowjetische Maßstäbe sehr primitiv – so primitiv wie eine Pistole im Vergleich zu einem Maschinengewehr, aber wie jene auf kurze Entfernung ebenso tödlich.

Nachdem die Entsicherungsvorrichtungen angebracht und aktiviert worden waren, mußten nur noch eine Entsicherungstafel im Cockpit des Kampfflugzeugs installiert und eine Kabelverbindung zwischen Maschine und Bombe hergestellt werden. An diesem Punkt wurde die Waffe »zur Kontrolle vor Ort freigegeben«, das heißt, den Händen junger, aggressiver Piloten anvertraut. Deren Aufgabe war es, sie in einem »Idioten-Looping« genannten Manöver auf einer ballistischen Bahn ins Ziel zu bringen und sich möglichst unbeschadet zu entfernen, bevor sie detonierte.

Der ranghöchste Waffenoffizier auf dem Stützpunkt hatte die Option, gemäß den Umständen und mit Genehmigung der beiden überwachenden Offiziere die Entsicherungskomponenten anbringen zu lassen. Zum Glück war dieser Offizier von der Vorstellung, halbscharfe Atombomben auf einem Flughafen herumliegen zu haben, der jeden Augenblick von arabischen Piloten angegriffen werden konnte, alles andere als begeistert. Trotz der Gefahren, die seinem Land im Morgengrauen dieses kalten Tages drohten, hauchte der gläubige Jude ein Dankgebet, als in Tel Aviv kühlere Köpfe die Oberhand gewannen und den Befehl für die OPERATION JOSUA widerriefen. Die erfahrenen Piloten, die den Einsatz hatten fliegen sollen, kehrten in ihre Bereitschaftsräume zurück und vergaßen die Aufgabe, die man ihnen gestellt hatte. Der ranghöchste Waffenoffizier gab sofort Anweisung, die Bomben zu entfernen und an ihren sicheren Aufbewahrungsort zurückzubringen.

Das zu Tode erschöpfte Bodenpersonal begann, die Bomben abzumontieren. In diesem Augenblick erschien ein anderes Team auf seinem Wagen, um die Skyhawks mit Raketenwerfern des Typs Zuni zu bestücken. Ziel dieses Einsatzes: der Golan. Der Auftrag: Angriff auf die syrischen Panzerkolonnen, die von Kafr Shams aus auf Baraks Sektor der Frontlinie vorstießen. Die Männer beider Trupps drängten unter den Flugzeugen hin und her. Zwei verschiedene Teams versuchten gleichzeitig, ihren Auftrag zu erledigen: Eines war bemüht, Bomben abzunehmen, das andere hängte Zunis unter den Tragflächen auf.

Beerscheba wurde natürlich nicht nur von diesen vier Kampfflugzeugen benutzt. Maschinen, die den ersten Einsatz des Tages am Suezkanal geflogen hatten, kehrten zurück – oder auch nicht. Der Aufklärer RF-4C Phantom war abgeschossen worden, und seine Eskorte, ein Jäger F4-E, erreichte den Stützpunkt knapp mit nur einem funktionierenden Triebwerk und einer zerschossenen Tragfläche, aus der Treibstoff rann. Der Pilot hatte bereits eine Warnung gefunkt: Der Feind setzt eine neuartige Luftabwehrrakete ein, vielleicht die neue SA-6, auf deren Suchradar die Warnanlage der Phantom nicht reagiert hatte. Der Aufklärer war ohne Warnung in die Falle geflogen, und er selbst sei nur mit Glück den vier Geschossen, die auf ihn abgefeuert wurden,

entkommen. Noch ehe der Jäger vorsichtig aufsetzte, hatte die Nachricht das Oberkommando der israelischen Luftwaffe als Blitzmeldung erreicht. Der Pilot der Phantom folgte einem Jeep zu den bereitstehenden Löschfahrzeugen, doch als die Maschine zum Stillstand kam, platzte am Hauptfahrwerk der linke Reifen. Die Strebe wurde beschädigt, knickte ab, und die zwanzig Tonnen schwere Maschine knallte auf den Asphalt. Leckender Treibstoff entzündete sich und hüllte das Flugzeug in einen kleinen, aber tödlichen Feuerball. Einen Augenblick später begann die 20-Millimeter-Munition der Bordkanone zu explodieren, und eines der beiden Besatzungsmitglieder schrie in den Flammen. Feuerwehreute griffen mit Wasserdampf ein. Die beiden Männer, die die Atombomben bewachten, waren dem Brand am nächsten und stürzten auf die Unfallstelle zu, um den Piloten aus den Flammen zu ziehen. Alle drei wurden von Teilen der detonierenden Munition getroffen. Ein Feuerwehrmann drang mutig in das Feuer zu dem zweiten Mann der Besatzung vor und konnte den Schwerverletzten in Sicherheit bringen. Andere Feuerwehreute luden die blutenden Offiziere und den Piloten in Krankenwagen.

Dieser Brand lenkte die Waffentrupps, die unter den Skyhawks arbeiteten, ab. An Maschine 3 wurde eine Bombe zu früh gelöst und zerquetschte dem Vorarbeiter am Kran die Beine. In dem nun ausbrechenden Chaos verlor das Team die Übersicht. Der Verletzte wurde schnellstens ins Stützpunktlazarett gebracht, und die drei abmontierten Bomben karrte man zurück in ihren Bunker. In der Hektik des ersten Kriegstages fiel offenbar niemandem auf, daß ein Bombenkarren einen leeren Schlitten trug. Unteroffiziere erschienen an der Startlinie, um die Maschinen einer abgekürzten Prüfung auf Flugklarheit zu unterziehen. Vom Bereitschaftsschuppen kam ein Jeep herüber. Vier Piloten mit Helmen und Karten in der Hand sprangen heraus.

»Was, zum Teufel, ist das?« fauchte Leutnant Mordecai Zadin, ein schlaksiger Achtzehnjähriger, den seine Freunde Motti nannten.

»Anscheinend Treibstofftanks«, erwiderte der Unteroffizier, ein freundlicher, kompetenter Reservist von 50 Jahren, der in Haifa eine Autowerkstatt besaß.

»So'n Quatsch!« versetzte der vor Erregung fast zitternde Pilot. »Für den Golan brauch' ich keinen Extrasprit.«

»Ich kann ihn ja abmontieren, aber das dauert ein paar Minuten.« Motti dachte kurz nach. Er war ein *Sabra* von einem Kibbutz im Norden des Landes und erst seit fünf Monaten Pilot. Nun sah er, wie seine Kameraden in ihre Maschinen stiegen und sich anschnallten. Der syrische Angriff rollte auf sein Heimatdorf zu, und er bekam plötzlich Angst, bei seinem ersten Kampfeinsatz zurückgelassen zu werden.

»Scheiß drauf! Schrauben wir das Ding ab, wenn ich zurückkomme.« Zadin kletterte flink die Leiter hinauf. Der Unteroffizier folgte ihm, schnallte ihn fest und warf über seine Schulter hinweg einen Blick auf die Instrumente.

»Alles klar, Motti! Paß auf dich auf.«

»Wenn ich zurück bin, will ich meinen Tee.« Er grinste so diebisch, wie es

nur ein Junge in seinem Alter fertigbringt. Der Unteroffizier schlug ihm auf den Helm.

»Bring mir bloß meinen Vogel heil zurück.« Er sprang hinunter auf den Beton und zog die Leiter weg. Dann nahm er eine letzte Sichtprüfung vor. Motti ließ inzwischen die Triebwerke an, ging auf Leerlauf, bewegte Steuerknüppel und Pedale, sah auf Kraftstoff- und Temperaturanzeige. Alles in Ordnung. Er schaute zum Piloten des Führerflugzeuges hinüber und winkte: startklar. Dann zog er das Kabinendach herunter, warf dem Unteroffizier einen letzten Blick zu und salutierte zum Abschied.

Mit seinen achtzehn Jahren war Zadin für die Verhältnisse in der israelischen Luftwaffe nicht besonders jung. Er war wegen seiner raschen Reaktionen und seiner jugendhaften Aggressivität ausgewählt worden und hatte sich seinen Platz in der besten Luftwaffe der Welt hart erkämpfen müssen. Motti flog für sein Leben gern und hatte Pilot werden wollen, seit er als kleiner Junge ein Trainingsflugzeug des Typs Bf-109 gesehen hatte. Er liebte seine Skyhawk. Das war ein Flugzeug für richtige Piloten und kein elektronisches Monstrum wie die Phantom. Die A-4, ein kleiner, schnell reagierender Raubvogel, jagte schon bei der leichtesten Bewegung des Knüppels los. Und nun der erste Kampfeinsatz. Motti hatte überhaupt keine Angst. Es fiel ihm gar nicht ein, um sein Leben zu fürchten – wie alle Teenager hielt er sich für unsterblich, und ein Kriterium bei der Auswahl von Kampfpiloten ist, daß sie keine menschlichen Schwächen zeigen. Dennoch war dies für ihn ein besonderer Tag. Nie hatte er einen schöneren Sonnenaufgang gesehen. Er war von einer übernatürlichen Aufmerksamkeit, hatte alles wahrgenommen: den starken Kaffee zum Wachwerden, den staubigen Geruch der Morgenluft in Beer Scheba, nun den Duft nach Öl und Leder im Cockpit, das leise Rauschen im Kopfhörer und das Prickeln in seinen Händen, die am Steuerknüppel lagen. So einen Tag hatte Motti Zadin noch nie erlebt, und er dachte nicht eine Sekunde daran, daß das Schicksal ihm einen weiteren verweigern mochte.

Die vier Maschinen rollten in perfekter Formation ans Ende der Startbahn 01. Das schien ein gutes Omen für den Abflug nach Norden, einem nur 15 Flugminuten entfernten Feind entgegen. Auf einen Befehl des Kommandanten, der selbst erst 21 war, drückten alle vier Piloten die Schubhebel bis zum Anschlag durch, lösten die Bremsen und sausten los in den stillen, kühlen Morgen. Sekunden später waren sie in der Luft und stiegen auf 5000 Fuß. Dabei bemühten sie sich, den zivilen Flugverkehr um den Ben Gurion International Airport, der seltsamerweise noch in Betrieb war, zu meiden.

Der Hauptmann gab die üblichen knappen Befehle: Aufschließen, Triebwerk, Bordwaffen, elektrische Systeme prüfen. Auf MiG und eigene Maschinen achten. Sicherstellen, daß die Anzeige der Freund/Feind-Kennung IFF grün ist. Die 15 Minuten Flugzeit von Beerscheba zu den Golanhöhen vergingen rasch. Zadin hielt angestrengt nach dem vulkanischen Steilhang, bei dessen Eroberung sein älterer Bruder vor sechs Jahren gefallen war, Ausschau. Den kriegen die Syrer nie zurück, sagte er sich.

»Schwarm: Rechts kurven auf Steuerkurs null-vier-drei. Ziel: Panzerkolonnen vier Kilometer östlich der Linie. Augen auf! Achtet auf SAM und Flak.«

»Führer, Vier. Panzer in eins«, meldete Zadin gelassen. »Sehen aus wie unsere Centurion.«

»Gutes Auge, Vier«, erwiderte der Hauptmann. »Das sind unsere.«

»Achtung, Abschußwarnung!« rief jemand. Augen suchten die Luft nach einer Gefahr ab.

»Scheiße!« rief eine erregte Stimme. »SAM im Anflug, tief in zwölf!«

»Hab' sie gesehen. Schwarm: Formation auflösen!« befahl der Hauptmann.

Die vier Skyhawks zerstreuten sich. Mehrere Kilometer entfernt hielten 12 SA-2-Raketen mit Mach 3 auf sie zu. Auch die SAM drehten nach links und rechts ab, aber so schwerfällig, daß zwei zusammenstießen und explodierten. Motti flog eine Rolle nach rechts, zog den Knüppel an seinen Bauch, ging in den Sturzflug und verfluchte dabei das zusätzliche Gewicht an der Tragfläche. Knapp 30 Meter über dem felsigen Boden fing er die Skyhawk ab und jagte donnernd über die jubelnden Soldaten der belagerten Barak-Brigade hinweg auf die Syrer zu. Als geschlossener Angriff war der Einsatz im Eimer, aber das war für Motti jetzt nicht so wichtig: Er wollte ein paar syrische Panzer abschießen. Als er eine andere A-4 sah, schloß er auf und begann mit ihr den Bodenangriff. Vor ihm tauchten die gewölbten Türme syrischer T-62 auf. Ohne hinzusehen, legte Zadin einen Schalter um und machte seine Waffen scharf. Vor seinen Augen erschien das Reflexvisier der Bordkanone.

»Achtung, noch mehr SAM.« Der Hauptmann klang immer noch gelassen.

Mottis Herzschlag stockte: Ein ganzer Schwarm kleinerer Raketen – sind das die SA-6, vor denen man uns gewarnt hat? schoß es ihm durch den Kopf – fegte über die Felsen hinweg auf ihn zu. Er sah auf die Anzeige seiner Warnanlage; sie hatte die angreifenden Flugkörper nicht erfaßt. Instinktiv ging Motti höher, um Raum zum Manövrieren zu gewinnen. Vier Raketen folgten ihm in etwa drei Kilometer Abstand. Scharfe Rolle nach rechts, spiralförmiger Sturzflug, ein Haken nach links. Das täuschte drei der Raketen, aber die vierte ließ sich nicht abhängen und detonierte ganze dreißig Meter von seiner Maschine entfernt. Motti hatte das Gefühl, als sei seine Skyhawk zehn Meter zur Seite geschleudert worden. Er kämpfte mit der Steuerung und fing das Flugzeug knapp überm Boden ab. Ein flüchtiger Blick ließ ihn erstarren. Ganze Segmente seiner Backbordtragfläche waren zerfetzt. Akustische Warnsignale im Kopfhörer und Leuchtsignale am Instrumentenbrett meldeten das Desaster: Hydraulik leck, Funkgerät defekt, Generator ausgefallen. Doch die mechanische Steuerung funktionierte noch, und seine Waffen konnten mit Batteriestrom feuern. Nun sah er die Quälgeister: eine Batterie von SA-6, die aus vier Flapanzern, einem Radarwagen und einem schweren, mit Flugkörpern beladenen Lkw bestand. Sein scharfer Blick machte sogar die über vier Kilometer entfernten Syrer aus, die gerade hastig eine Rakete auf die Abschußrampe schafften.

Aber auch er wurde entdeckt, und nun begann ein Duell, das trotz seiner Kürze nichts ausließ.

Motti ging behutsam so tief, wie es seine schlagende Steuerung erlaubte, und nahm das Ziel sorgfältig ins Reflexvisier. Er hatte 48 Zuni-Raketen, die in Vierersalven abgeschossen werden konnten. Aus zwei Kilometer Entfernung eröffnete er das Feuer. Irgendwie gelang es dem syrischen SAM-Trupp, noch eine Rakete zu starten. Vor ihr hätte es eigentlich kein Entkommen geben dürfen, doch wurde der Radar-Annäherungszünder der SA-6 von den vorbeifliegenden Zunis ausgelöst, was zur Selbstzerstörung des Flugkörpers in sicherer Entfernung führte. Motti grinste grimmig hinter seiner Maske und feuerte nun Raketen und 20-Millimeter-Geschosse auf den Trupp von Männern und Fahrzeugen. Die dritte Salve traf, vier weitere folgten; Motti machte weiter, um das ganze Zielgebiet mit Raketen zu beschießen. Die SAM-Batterie verwandelte sich in ein Inferno aus brennendem Dieselöl und Raketentreibstoff und explodierenden Sprengköpfen. Ein gewaltiger Feuerball stieg vor ihm auf, den er mit einem wilden Triumphgeschrei durchflog: Die Feinde waren vernichtet, die Kameraden gerächt.

Lange währte das Hochgefühl nicht. Ganze Aluminiumbleche riß der Fahrtwind bei etwa 750 Stundenkilometern aus seiner linken Tragfläche. Die A-4 begann heftig zu vibrieren. Als Motti abdrehte, um zurückzufliegen, knickte der Flügel ganz ab, und die Skyhawk brach in der Luft auseinander. Sekunden später wurde der junge Krieger auf den Basaltfelsen des Golan zerschmettert. Niemand von dem Schwarm kehrte von diesem Einsatz zurück.

Von der SAM-Batterie war so gut wie nichts mehr übrig. Alle sechs Fahrzeuge waren in Fetzen gerissen, und von der 90 Mann starken Bedienungsmannschaft war nur der kopflose Rumpf des Batteriechefs zu identifizieren. Er, wie auch der junge Kämpfer, hatten ihrem Land treu gedient, aber ihre Taten blieben wie so oft unbesungen. Drei Tage später erhielt Zadins Mutter ein Telegramm, in dem stand, ganz Israel habe an ihrem Schmerz teil. Ein schwacher Trost für eine Mutter, die nun zwei Söhne verloren hatte.

Doch es gab ein Ereignis, das als Fußnote zu diesem ansonsten unkommentierten Vorfall in die Geschichte eingehen sollte. Eine nicht scharfgemachte Atombombe, die sich von dem auseinanderbrechenden Kampfflugzeug gelöst hatte, war weiter nach Osten geflogen. Weit von den Trümmern der Skyhawk entfernt, hatte sie sich direkt neben dem Hof eines Drusen in den Boden gebohrt. Drei Tage später bemerkten die Israelis das Fehlen der Bombe, und sie waren erst nach dem Ende des Oktoberkrieges in der Lage, die einzelnen Umstände dieses Verlustes zu rekonstruieren. Die sonst so findigen Israelis standen vor einem unlösbaren Problem. Die Bombe mußte irgendwo hinter den syrischen Linien liegen – aber wo? Welche der vier Maschinen hatte sie getragen? Bei den Syrern Erkundigungen einzuziehen kam nicht in Frage. Und konnte man den Amerikanern reinen Wein einschenken, bei denen man sich das »spezielle Nuklearmaterial« so geschickt und diskret, daß man jederzeit seinen Besitz dementieren konnte, beschafft hatte?

So blieb die Bombe liegen, ohne daß jemand von ihr wußte – bis auf den Drusen, der sie mit Erde bedeckte und weiter sein steinigtes Feld bestellte.

1

Die längste Reise

Arnold van Damm lümmelte sich in seinem Drehsessel mit der Eleganz einer in die Ecke geworfenen Stoffpuppe. Jack hatte ihn nie ein Jackett tragen sehen außer in Gegenwart des Präsidenten, und selbst dann nicht immer. Bei formellen Anlässen fragte sich Ryan, ob Arnie den bewaffneten Agenten des Secret Service an seiner Seite überhaupt brauchte. Die Krawatte hing lose unterm aufgeknöpften Kragen; ob die jemals fest geschlungen gewesen war? dachte Ryan. Die blauen Hemden aus dem Sportversandhaus L. L. Bean waren grundsätzlich aufgekrempelt und an den Ellbogen schmutzlig, weil van Damm sich beim Aktenstudium auf seinen unaufgeräumten Schreibtisch stützte. Van Damm war knapp 50, hatte schütteres Haar und ein verknittertes Gesicht, das an eine alte Landkarte erinnerte, aber seine blaßblauen Augen blickten hellwach, und seinem scharfen Geist entging nichts. Das waren die Qualitäten, die man vom Stabschef der Präsidenten erwartet.

Er goß Diät-Coke in einen großen Becher, der auf der einen Seite das Emblem des Weißen Hauses und auf der anderen seinen Namen trug, und musterte den stellvertretenden Direktor der CIA, kurz DDCI, mit einem Gemisch aus Sympathie und Argwohn. »Durst?«

»Ich könnte ein richtiges Coke vertragen«, versetzte Jack grinsend. Van Damms linke Hand verschwand, und dann schleuderte er eine rote Aluminiumdose hinüber, die Ryan knapp über seinem Schoß schnappte. Die Erschütterungen machten das Öffnen riskant, und Ryan hielt die Dose beim Aufreißen demonstrativ auf van Damm gerichtet. Ob man den Mann nun mag oder nicht, dachte Ryan, Stil hat er, und der Posten ist ihm nicht zu Kopf gestiegen. Den wichtigen Mann kehrt er nur heraus, wenn es sein muß, und vor Außenstehenden. Bei Insidern spart er sich das Theater.

»Der Chef will wissen, was da drüben los ist«, begann der Stabschef.

»Ich auch.« Charles Alden, der Sicherheitsberater des Präsidenten, betrat den Raum. »Entschuldigen Sie die Verspätung, Arnie.«

»Das würde uns ebenfalls interessieren«, erwiderte Jack. »Und zwar schon seit zwei Jahren. Wollen Sie unseren besten Vorschlag hören?«

»Klar«, meinte Alden.

»Wenn Sie wieder mal in Moskau sind, halten Sie nach einem großen weißen Kaninchen mit Weste und Taschenuhr Ausschau. Und wenn es Sie in seinen Bau einlädt, nehmen Sie an und erzählen mir dann, was Sie tief unten vorgefunden haben«, sagte Ryan in gespielmtem Ernst. »Bitte, ich bin kein rechter Ultra, der nach der Rückkehr des Kalten Krieges jammert, aber damals waren die Russen wenigstens berechenbar. Inzwischen geht es im Kreml so zu wie bei uns

– vollkommen chaotisch. Komisch, ich verstehe erst jetzt, welche Kopfschmerzen wir dem KGB bereitet haben. Die politische Dynamik dort drüben ändert sich von Tag zu Tag. Narmonow mag der trickreichste Ränkeschmied der Welt sein, aber jedesmal, wenn er zur Arbeit geht, hat er eine neue Krise zu bewältigen.«

»Was für ein Mensch ist er eigentlich?« fragte van Damm. »Sie kennen ihn doch.« Alden hatte Narmonow getroffen, van Damm aber noch nicht.

»Ich bin ihm nur einmal begegnet«, dämpfte Ryan.

Alden machte es sich in einem Sessel bequem. »Moment, Jack, ich habe Ihre Personalakte gesehen, und der Chef auch. Ich hätte es fast geschafft, ihm Respekt vor Ihnen einzufloßen. Zwei *Intelligence Stars*, für die Geschichte mit dem U-Boot und für den Fall Gerasimow. Sie sind ein stilles Wasser, das läßt tief blicken. Kein Wunder, daß Al Trent so viel von Ihnen hält.« Jack hatte den *Intelligence Star*, die höchste Auszeichnung der CIA für Leistungen im Feld, sogar dreimal verliehen bekommen, aber die Urkunde für den dritten Stern lag in einem Tresor und war so geheim, daß selbst der Präsident sie nicht kannte und auch nie zu sehen bekommen würde. »Also werden Sie Ihrem Ruf gerecht und reden Sie.«

»Er ist der seltene Typ, der im Chaos erfolgreich agiert. Ich kenne Ärzte, die so sind, Unfallchirurgen zum Beispiel, die noch immer seelenruhig in der Notaufnahme arbeiten, wenn alle anderen Kollegen schon längst ausgebrannt sind. Manche Menschen genießen Druck und Streß, Arnie, und Narmonow gehört dazu. Er muß eine Konstitution wie ein Pferd haben...«

»Das trifft auf die meisten Politiker zu«, merkte van Damm an.

»Beneidenswert. Wie auch immer, weiß Narmonow, wo es langgeht? Ja und nein, würde ich sagen. Er hat eine Ahnung, wo er sein Land hinsteuern will, aber wie er ans Ziel kommt und was er dann anfängt, weiß er nicht. Der Mann hat Mut.«

»Sie mögen ihn also.« Das war keine Frage.

»Er hatte die Möglichkeit, mich so einfach, wie ich gerade die Dose aufgemacht habe, umzubringen, ließ es aber bleiben«, gab Ryan lächelnd zu. »Das nötigt mir einige Sympathie ab. Nur ein Narr könnte den Mann nicht bewundern. Selbst wenn wir noch Feinde wären, verdiente er Respekt.«

»Aha, wir sind also keine Feinde mehr?« Alden grinste ironisch.

»Wie könnten wir Gegner sein?« fragte Jack mit gespielter Überraschung. »Sagte der Präsident nicht, das gehöre der Vergangenheit an?«

Der Stabschef grunzte. »Politiker reden viel. Dafür werden sie bezahlt. Wird Narmonow es schaffen?«

Ryan schaute angewidert aus dem Fenster und ärgerte sich, daß er die Frage nicht beantworten konnte. »Betrachten wir es einmal so: Andrej Il'itsch muß der taktisch ausgekochteste Politiker sein, den das Land je hatte. Aber er vollführt einen Drahtseilakt. Gewiß, er hat mehr Format als alle anderen, aber erinnern Sie sich noch an die Zeit von Karl Wallenda, dem weltbesten Seiltänzer? Der Mann endete platt auf dem Gehsteig, weil er einen schlechten Tag

hatte in seinem Beruf, in dem man sich keinen Schnitzer leisten kann. Auch Andrej Il'itsch gehört in diese Kategorie. Schafft er es? Das fragt man sich schon seit acht Jahren. Ja, glauben wir – oder ich – aber . . . tja, das ist eine Terra incognita, die wir noch nie betreten haben, und er auch nicht. Jeder Meteorologe kann bei seiner Vorhersage auf eine Datenbasis zurückgreifen. Unsere beiden besten Spezialisten für russische Geschichte haben im Augenblick vollkommen entgegengesetzte Meinungen. Das sind Jake Kantrowitz von der Uni Princeton und Derek Andrews an der Hochschule Berkeley. Gerade vor zwei Wochen hatten wir sie beide in der Zentrale in Langley. Ich persönlich neige zu Jakes Einschätzung, aber die leitenden Analytiker der UdSSR-Abteilung geben Andrews recht. Und da stehen wir. Wenn Ihnen der Sinn nach dogmatischen Auslassungen ist, schauen Sie in die Presse.«

Van Damm knurrte. »Wie sieht die nächste Krise aus?«

»Der Knackpunkt ist die Nationalitätenfrage«, sagte Jack. »Wie wird die Sowjetunion zerfallen – welche Republiken werden sie verlassen –, wann und wie, friedlich oder mit Gewalt? Dieses Problem, mit dem Narmonow täglich zu tun hat, bleibt.«

»Das predige ich schon seit einem Jahr. Wann wird sich eine neue Ordnung abzeichnen?«

»Moment, ich bin derjenige, der sagte, Ostdeutschland bräuchte ein Jahr Übergangszeit. Ich war damals der größte Optimist in Washington und lag um elf Monate falsch. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist wilde Spekulation.«

»Wo schwelt es sonst noch?« fragte van Damm.

»Im Nahen Osten, wie üblich.« Ryan sah die Augen des Stabschefs aufleuchten.

»Dort planen wir bald eine Initiative.«

»Viel Glück«, meinte Ryan sarkastisch. »Daran basteln wir schon seit 1973 unter Nixon und Kissinger herum. Die Lage hat sich zwar etwas abgekühlt, aber die grundlegenden Probleme existieren nach wie vor, und früher oder später wird es dort wieder losgehen. Positiv ist, daß Narmonow sich nicht einmischen will. Mag sein, daß er seine alten Verbündeten unterstützen muß – der Waffenhandel ist für ihn ein Dukatenesel –, aber wenn es zu einem Konflikt kommt, wird er, anders als seine Vorgänger, keinen Druck ausüben – siehe den Krieg am Golf. Denkbar, daß er weiter Waffen in die Region schleust – ich halte das zwar für unwahrscheinlich, kann mich jedoch nicht festlegen –, aber er wird einen arabischen Angriff auf Israel lediglich unterstützen und selbst keine Schiffe umdirigieren oder Truppen in Alarmbereitschaft versetzen. Ich bezweifle sogar, daß er säbelrasselnden Arabern den Rücken stärken wird. Andrej Il'itsch sagt, sowjetische Waffen seien für die Verteidigung bestimmt, und das glaube ich ihm auch – trotz der Hinweise, die wir von den Israelis erhalten.«

»Steht das fest?« fragte Alden. »Das Außenministerium sagt etwas anderes.«

»Das Außenministerium irrt«, gab Ryan fest zurück.

»Dann liegt Ihr Chef aber auch falsch«, betonte van Damm.

»In diesem Fall, Sir, muß ich bei allem Respekt anderer Auffassung sein als der Direktor.«

Alden nickte. »Jetzt verstehe ich, warum Trent Sie mag: Sie reden nicht wie ein Bürokrat. Wie konnten Sie sich als Mann, der sagt, was er denkt, so lange halten?«

»Vielleicht bin ich bloß ein Aushängeschild.« Ryan lachte und wurde dann ernst. »Bitte denken Sie darüber nach. Narmonow hat mit seinem Vielvölkerstaat so viel zu tun, daß eine aggressive Außenpolitik ebenso viele Gefahren wie Vorteile bergen würde. Nein, er verkauft lediglich Waffen gegen harte Währung, und auch nur dann, wenn die Luft rein ist. Das ist ein Geschäft und weiter nichts.«

»Wenn wir also eine friedliche Lösung finden . . . ?« meinte Alden versonnen.

»Finden wir vielleicht sogar Narmonows Unterstützung«, ergänzte Ryan. »Schlimmstenfalls bleibt er im Hintergrund und murrst, weil er nicht mitmischen kann. Aber sagen Sie, wie wollen Sie im Nahen Osten Frieden schaffen?«

»Mit Druck auf Israel«, versetzte van Damm schlicht.

»Das halte ich aus zwei Gründen für unklug. Erstens ist es falsch, Israel unter Druck zu setzen, bevor seine Bedenken über die Sicherheit ausgeräumt sind, und dazu kann es erst kommen, wenn die Grundfragen gelöst sind.«

»Wie zum Beispiel . . . ?«

»Der Kernpunkt des Konflikts.« Die Sache, die alle übersehen, fügte Ryan in Gedanken hinzu.

»Klar, es geht um die Religion, aber diese Narren glauben doch im Grunde an dieselben Dinge!« grollte van Damm. »Letzten Monat habe ich in den Koran geschaut und alles gefunden, was wir in der Sonntagsschule beigebracht bekamen.«

»Wohl wahr«, stimmte Ryan zu. »Für Katholiken und Protestanten ist Christus ja auch der Sohn Gottes, was sie aber nicht davon abhält, sich in Nordirland gegenseitig abzuschlachten. Nirgendwo ist ein Jude sicherer als in Ulster. Dort sind die Christen miteinander so beschäftigt, daß sie für Antisemitismus gar keine Zeit haben. Arnie, für Nordirland und Nahost gilt eine Maxime: Ganz gleich, wie gering *uns* die religiösen Differenzen vorkommen mögen, für die Betroffenen sind sie ein Motiv zum Töten. Und dieser Unterschied muß für uns ausschlaggebend sein.«

»Hm, das stimmt wohl«, gestand der Stabschef widerwillig. Er dachte kurz nach. »Haben Sie Jerusalem im Sinn?«

»Genau.« Ryan trank sein Coke aus und pfefferte die Dose in van Damms Papierkorb. »Drei Religionen ist die Stadt heilig, beherrscht aber wird sie nur von einer, die mit einer der beiden anderen im Streit liegt. Angesichts der explosiven Lage in dieser Region könnte man sich für die Stationierung einer Friedensstreitmacht aussprechen – aber welcher? Denken Sie nur an die Zusammenstöße mit islamischen Fanatikern in Mekka. Arabische Friedenstruppen in Jerusalem würden die Sicherheit Israels bedrohen. Spricht man sich für den Status quo aus, also nur israelische Streitkräfte, nehmen die

Araber Anstoß. Die UNO können wir gleich vergessen. Israel hätte Einwände, weil die Juden in diesem Forum nicht sehr beliebt sind. Die Araber würden sich an den vielen Christen in einer Friedenstruppe stoßen. Und uns gefiele die Sache auch nicht, weil man uns bei der UNO nicht gerade liebt. Der einzig verfügbaren internationalen Organisation mißtrauen alle Beteiligten. Eine Pattsituation.«

»Dem Präsidenten liegt viel an dieser Initiative«, betonte der Stabschef. Offenbar wollte die Administration den Eindruck erwecken, daß etwas getan wurde.

»Dann soll er halt den Papst um Vermittlung bitten, wenn er ihn wieder mal sieht.« Ryans respektloses Grinsen erstarrte für einen Augenblick. Van Damm glaubte, daß er innehielt, weil er nichts Despektierliches über den Präsidenten, gegen den er eine Abneigung hatte, sagen wollte. Doch dann wurde Ryans Gesicht ausdruckslos. Arnie kannte ihn nicht gut genug, um diese Miene zu deuten. »Moment mal...«

Der Stabschef lachte in sich hinein. Ein Besuch beim Papst konnte dem Präsidenten nicht schaden und kam bei den Wählern immer gut an. Anschließend konnte er dann bei einem öffentlichen Essen mit Vertretern von B'nai B'rith, der jüdischen Loge, demonstrieren, daß er ein Herz für alle Religionen hatte. In Wirklichkeit ging der Präsident jetzt, da seine Kinder erwachsen waren, nur noch zur Schau in die Kirche. Und das war ein amüsanter Aspekt: Die Sowjets kehrten auf ihrer Suche nach gesellschaftlichen Werten zur Religion zurück, von der sich die amerikanische Linke schon seit langem abgewandt hatte. Van Damm war ursprünglich ein überzeugter Linker gewesen, aber 25 Jahre praktische Regierungsarbeit hatten ihn eines Besseren belehrt. Inzwischen mißtraute er Ideologen beider Flügel aus Überzeugung. Als Pragmatiker suchte er nach Lösungen, die den Vorteil hatten, tatsächlich zu funktionieren. Sein politischer Tagtraum hatte ihn vom Thema abgelenkt.

»Haben Sie etwas im Sinn, Jack?« fragte Alden.

»Nun, wir gehören doch alle Offenbarungsreligionen an, nicht wahr, und haben heilige Schriften.« Vor Jacks innerem Auge tauchte eine Idee auf.

»Und?«

»Und der Vatikan ist ein richtiger Staat mit diplomatischem Status, aber ohne Militär... nun ja, die Schweizergarde... Die Schweiz ist neutral und noch nicht einmal UN-Mitglied. Dort legen die Araber ihr Geld an, dort amüsieren sie sich... Hm, ich frage mich, ob er da mitmachen würde...« Ryans Miene wurde wieder ausdruckslos, doch plötzlich sah van Damm seine Augen aufleuchten: Ihm mußte etwas eingefallen sein. Er fand es immer faszinierend, so einen Geistesblitz mitzuerleben, zog es aber vor, zu wissen, worum es ging.

»Wie bitte? *Wer* soll bei *was* mitmachen?« fragte der Stabschef etwas gereizt. Alden wartete einfach ab.

Ryan erläuterte.

»Es wird doch hauptsächlich um die heiligen Stätten gestritten, nicht

wahr? Ich könnte mal mit Leuten in Langley reden. Wir haben einen guten Draht . . .«

Van Damm lehnte sich zurück. »Was sind das für Kontakte? Sollen wir mit dem Nuntius sprechen?«

Ryan schüttelte den Kopf. »Der Nuntius, Kardinal Giancetti, ist ein netter alter Herr, der aber nur repräsentiert. Sie sind schon lange genug hier und wissen das, Arnie. Wer mit jemandem sprechen will, der sich auskennt, wendet sich an Pater Riley in Georgetown. Er war mein Doktorvater, und wir verstehen uns gut. Riley hat einen direkten Draht zum General.«

»Und wer ist das?«

»Das Oberhaupt der Gesellschaft Jesu, Francisco Alcalde SJ, ein Spanier. Er lehrte zusammen mit Pater Tim Riley an der Universität San Giovanni Bellarmine in Rom. Beide sind Historiker, und Pater Tim ist der inoffizielle Vertreter des Ordens hier. Haben Sie ihn nie kennengelernt?«

»Nein. Ist er die Mühe wert?«

»Aber sicher. Riley ist einer der besten Lehrer, die ich je hatte, und kennt Washington wie seine Westentasche. Er hat auch vorzügliche Kontakte beim Home Office.« Ryan grinste, aber van Damm verstand den Witz nicht.

»Könnten Sie ein diskretes Mittagessen arrangieren?« fragte Alden. »Nicht hier, sondern irgendwo anders?«

»Ich schlage den Cosmos Club in Georgetown vor. Pater Tim ist dort Mitglied. Der Universitätsclub ist günstiger gelegen, aber . . .«

»Schon gut. Ist er verschwiegen?«

»Kann ein Jesuit ein Geheimnis wahren?« Ryan lachte. »Sie sind bestimmt kein Katholik.«

»Wie schnell ließe sich das einrichten?«

»Wäre Ihnen morgen oder übermorgen recht?«

»Und seine Loyalität?« fragte van Damm aus heiterem Himmel.

»Pater Tim ist US-Staatsbürger, und er ist bestimmt kein Sicherheitsrisiko. Andererseits ist er Priester und hat einen Eid geschworen, der ihn einer Autorität verpflichtet, die für ihn über der Verfassung steht. Sie können sich darauf verlassen, daß der Mann seinen Verpflichtungen nachkommt, aber vergessen Sie, welcher Art diese sind«, warnte Ryan. »Herumkommandieren kann man ihn auch nicht.«

»Arrangieren Sie das Essen. Riley klingt ganz nach einem Mann, dem ich begegnen sollte. Richten Sie ihm aus, ich wollte nur seine Bekanntschaft machen«, meinte Alden. »Morgen und übermorgen bin ich um die Mittagszeit frei.«

»Wird gemacht, Sir.« Ryan stand auf.

Der Cosmos Club befindet sich in einem herrschaftlichen Haus, das einmal dem Diplomaten Sumner Welles gehört hatte. In Jacks Augen wirkte es nackt, weil ihm 150 Hektar Hüggeland, ein Stall mit Vollblütern und vielleicht ein Fuchs fehlte, dem der Besitzer nicht allzu entschlossen nachstellte. Eine solche

Umgebung aber hatte das Anwesen nie besessen, und Ryan fragte sich, warum Welles, der sich in Washington so gründlich auskannte, jenen Bau, der so offensichtlich im Widerspruch zu den Realitäten der Stadt stand, an diesem Platz und in diesem Stil errichtet hatte. Die Kriterien für die Mitgliedschaft in dem laut Satzung für die Intelligenzija gedachten Club gründeten sich nicht auf Reichtum, sondern auf Leistung – in Washington war er als Ort bekannt, wo die Konversation kultiviert und die Küche unterentwickelt war. Ryan führte Alden in ein kleines Privatzimmer im ersten Stock.

Pater Timothy Riley SJ erwartete sie, eine Bruyèrepfeife zwischen den Zähnen und die *Washington Post* vor sich auf dem Tisch. Daneben stand ein Glas mit einem Rest Sherry. Er trug ein ungebügeltes Hemd und ein knittriges Jackett. Seine Soutane, die er bei einem der besseren Schneider in der Wisconsin Avenue maßschneidern ließ, hob er sich für offizielle Anlässe auf. Der steife Kragen war strahlend weiß, und dem Katholiken Ryan schoß plötzlich durch den Kopf, daß er nicht sagen konnte, woraus das Ding gemacht war. Gestärkte Baumwolle? Zelluloid, wie der Vaternörder zu Großvaters Zeiten? Wie auch immer, das einengende Stück mußte den Träger an seinen Platz im Dies- und Jenseits erinnern.

»Hallo, Jack!«

»Tag, Pater Riley.« Ryan machte die Männer miteinander bekannt, sie gaben sich die Hand und setzten sich an den Tisch. Ein Kellner erschien, nahm die Getränkebestellung auf und schloß beim Hinausgehen die Tür hinter sich.

»Nun, Jack, wie gefällt Ihnen der neue Job?« fragte Riley.

»Er erweitert den Horizont«, antwortete Ryan und ließ es dabei bewenden. Der Priester mußte schon über seine Probleme in Langley Bescheid wissen.

»Wir haben einen Friedensplan für den Nahen Osten, und Jack meinte, Sie seien der richtige Mann für ein sondierendes Gespräch«, schnitt Alden das Thema an. Er mußte unterbrechen, als der Kellner mit Getränken und Speisekarten zurückkam. Sein anschließender Diskurs über die Friedensplan-Idee dauerte mehrere Minuten.

»Interessant«, meinte Riley, als er alles gehört hatte.

»Was halten Sie von dem Konzept?« wollte der Sicherheitsberater wissen.

»Hochinteressant.« Der Priester verfiel in Schweigen.

»Wird der Papst . . .?« Ryan gebot Alden mit einer Handbewegung Einhalt. Riley ließ sich ungen drängen, wenn er nachdachte. Immerhin ist bei Historikern der Faktor Zeit weniger entscheidend als bei Ärzten.

»Sicherlich eine elegante Lösung«, bemerkte Riley nach einer halben Minute. »Nur die Griechen werden große Schwierigkeiten machen.«

»Die Griechen? Wie das?«

»Am streitsüchtigsten ist im Augenblick die griechisch-orthodoxe Kirche. Wegen der banalsten administrativen Details geraten wir immer wieder aneinander. Seltsamerweise sind die Imams und Rabbis im Augenblick umgänglicher miteinander als die christliche Geistlichkeit. Wie auch immer, die Probleme zwischen Katholiken und Orthodoxen sind vorwiegend verfahrenstech-

nischer Natur – wem welche Stätte anvertraut wird, wer in Bethlehem die Mitternachtsmesse liest. Eigentlich schade.«

»Sie sagen, der Plan müsse scheitern, weil zwei christliche Kirchen sich nicht einigen können?«

»Ich sprach von Schwierigkeiten, Dr. Alden, nicht davon, daß der Plan aussichtslos ist.« Riley verstummte wieder. »Sie werden die Troika ausbalancieren müssen . . . , aber angesichts der Natur des Vorhabens wird man Sie wohl unterstützen. Die Orthodoxen werden Sie sowieso hinzuziehen müssen; die kommen nämlich sehr gut mit den Moslems aus.«

»Wie das?« fragte Alden.

»Nach der Vertreibung des Propheten Mohammed aus Medina durch vorislamische Heiden gewährte das orthodoxe Katharinenkloster im Sinai ihm Zuflucht. Die Mönche versorgten ihn, als er Freunde nötig hatte. Mohammed war ein ehrenhafter Mann, und das Kloster genießt seitdem den Schutz der Moslems. Seit über tausend Jahren hat trotz aller häßlichen Vorfälle in der Region niemand diesen Ort gestört. Am Islam ist vieles bewundernswert, was wir im Westen wegen der Fanatiker, die sich Moslems nennen, oft übersehen. Er hat edle Gedanken und eine respektable intellektuelle Tradition hervorgebracht, mit der bei uns leider kaum jemand vertraut ist«, schloß Riley.

»Gibt es andere mögliche Probleme?« fragte Jack.

Pater Tim lachte. »Der Wiener Kongreß! Jack, wie konnten Sie den vergessen?«

»Wie bitte?« platzte Alden gereizt heraus.

»1815, das weiß doch jedes Kind. Bei der Neuordnung Europas nach den Napoleonischen Kriegen mußten sich die Schweizer verpflichten, nie mehr Söldner in andere Länder zu senden. Aber da finden wir bestimmt einen Ausweg. Darf ich das einmal kurz darlegen, Dr. Alden? Die Leibwache des Papstes besteht aus Schweizern, so wie früher die des Königs von Frankreich, die dann beim Ausbruch der Revolution getötet wurde. Einem ähnlichen Schicksal entkam die päpstliche Garde einmal nur knapp, aber sie konnte sich so lange verteidigen, bis eine kleine Abordnung den Heiligen Vater im abgelegenen Castel Gandolfo in Sicherheit bringen konnte. Söldner waren der wichtigste Exportartikel der Schweiz und weithin gefürchtet. Die Rolle der Schweizergarde im Vatikan ist inzwischen vorwiegend repräsentativ, war aber früher durchaus stark militärisch. Wie auch immer, Schweizer Söldner hatten einen so abschreckenden Ruf, daß der Wiener Kongreß die Schweiz zu der Verpflichtung zwang, ihre Soldaten nur im eigenen Land und im Vatikan einzusetzen. Dies ist, wie ich sagte, aber nur ein Randproblem. Die Schweiz beteiligt sich bestimmt mit Begeisterung an diesem Projekt, das ihrem Prestige in einer Region, wo viel Geld steckt, nur förderlich sein kann.«

»Sicher«, merkte Jack an. »Besonders, wenn wir das Material stellen – Panzer M-1, Bradley-Schützenpanzer, Elektronik für die Kommunikation . . .«

»Jack, das kann doch nicht Ihr Ernst sein«, sagte Riley.

»Doch, Pater. Allein aus psychologischen Gründen muß die Truppe schwere

Waffen haben. Man muß demonstrieren, daß man es ernst meint. Ist das erst einmal geschehen, kann der Rest der Schweizergarde in seiner Designerkleidung von Michelangelo und bewaffnet mit Hellebarden herumstolzieren und in die Kameras der Touristen grinsen. Aber im Nahen Osten muß man schweres Kaliber auffahren.«

Das sah Riley ein. »Gentlemen, mir gefällt die Eleganz des Konzepts, weil es an das Edle im Menschen appelliert. Alle Beteiligten behaupten, an einen Gott zu glauben, wenngleich unter verschiedenen Namen. Jerusalem, die Stadt Gottes . . . , hm, das ist der Schlüssel. Bis wann brauchen Sie eine Antwort?«

»Sehr dringend ist es nicht«, antwortete Alden. Riley verstand: Das Weiße Haus war an der Sache interessiert, aber es gab keinen Grund zur Eile. Andererseits sollte sie auch nicht zuunterst in einem Aktenstoß landen. Es handelte sich eher um eine Anfrage über informelle Kanäle, die zügig und diskret zu erledigen war.

»Nun, der Vorgang muß die Bürokratie passieren, und der Vatikan hat die älteste Verwaltung der Welt.«

»Aus diesem Grund haben wir uns an Sie gewandt«, meinte Ryan. »Ihr General kann diese Sesselfurzer bestimmt umgehen.«

»Aber Jack! So spricht man doch nicht von den Fürsten der Kirche!« Riley platzte fast vor Lachen.

»Vergessen Sie nicht, ich bin Katholik und verstehe das.«

»Ich nehme Verbindung auf«, sagte Riley. *Noch heute*, versprach sein Blick.

»Aber diskret«, betonte Alden.

»Diskret«, stimmte Riley zu.

Zehn Minuten später war Pater Timothy Riley auf der kurzen Rückfahrt zu seiner Dienststelle in Georgetown schon in Gedanken mit dem Vorschlag beschäftigt. Ryan hatte Pater Rileys Kontakte und ihre Bedeutung richtig eingeschätzt. Der Pater faßte sein Schreiben in attischem Griechisch ab, der Philosophensprache, derer sich außer Plato und Aristoteles nie mehr als 50 000 Menschen bedient hatten. Er hatte sie beim Studium am Woodstock Seminar gelernt. Er schloß die Tür zu seinem Arbeitszimmer, wies seinen Sekretär an, keine Gespräche durchzustellen, und schaltete seinen Computer ein. Zuerst lud er ein Programm, das die Verwendung des griechischen Alphabets ermöglichte. Riley hatte seine Maschinenschreibkünste dank Sekretär und Computer so gründlich verlernt, daß er für das Dokument – neun zweizeilig beschriebene Seiten – über eine Stunde brauchte. Dann zog er eine Schreibschublade auf und gab die Kombination für den in einem Aktenschrank versteckten kleinen, aber sicheren Safe ein. Hier lag, wie Ryan schon lange vermutete, ein Chiffrenbuch, in mühseliger Arbeit handschriftlich erstellt von einem jungen Priester aus dem Stab des Ordensgenerals.

Riley mußte lachen; normalerweise brachte man Geheimcodes nicht mit der Priesterschaft in Verbindung. Als Admiral Chester Nimitz 1944 dem Generalvikar der US-Streitkräfte, John Kardinal Spellman, die Ernennung eines neuen Bischofs für die Marianen nahelegte, holte der Geistliche ein Chiffrenbuch

hervor und gab über das Fernmeldenetz der US-Marine die entsprechenden Anweisungen. Wie jede andere Organisation brauchte auch die katholische Kirche gelegentlich eine sichere Nachrichtenverbindung; der Chiffrierdienst des Vatikans existierte schon seit Jahrhunderten. Im vorliegenden Fall war der Schlüssel ein langes Zitat aus einem Diskurs von Aristoteles mit sieben fehlenden und vier auf groteske Weise falsch geschriebenen Wörtern. Ein Chiffrierprogramm erledigte den Rest. Nun mußte er eine neue Kopie ausdrucken. Anschließend schaltete er den Computer ab und löschte so das Kommuniké. Der Ausdruck ging per Fax an den Vatikan und kam anschließend in den Reißwolf. Die ganze mühselige Aktion hatte drei Stunden gedauert, und als Riley seinem Sekretär mitteilte, er sei wieder fürs Tagesgeschäft verfügbar, wußte er, daß er bis tief in die Nacht würde arbeiten müssen. Im Gegensatz zu normalen Geschäftsleuten fluchte er aber deswegen nicht.

»Das gefällt mir nicht«, sagte Leary leise und schaute durchs Fernglas.

»Mir auch nicht«, stimmte Paulson zu. Er hatte durch sein Zielfernrohr mit zehnfacher Vergrößerung zwar ein engeres Gesichtsfeld, sah aber mehr Details. Nach dem Subjekt fahndete das FBI schon seit über zehn Jahren. Der Mann, dem der Mord an zwei FBI-Agenten und einem Vollzugsbeamten zur Last gelegt wurde, John Russell (alias Richard Burton, alias Red Bear), war in einer Organisation untergetaucht, die sich »Warrior Society« nannte, die Gesellschaft der Sioux-Krieger. Viel von einem Stammeskrieger hatte John Russell indes nicht. Er war in Minnesota geboren, weit vom Sioux-Reservat entfernt, und als kleiner Krimineller im Gefängnis gelandet. Dort hatte er seine ethnische Herkunft entdeckt und sich sein verdrehtes Bild vom amerikanischen Ureinwohner zurechtgezimmert – das Paulson eher an Bakunin als an den Indianerhäuptling Cochise erinnerte. Russell hatte drei terroristische Akte begangen, bei denen drei Bundesbeamte umkamen. Dann war er abgetaucht. Früher oder später aber macht jeder Flüchtige einen Fehler, und diesmal war John Russell an der Reihe. Die »Warrior Society« finanzierte sich mit Drogenschmuggel nach Kanada, und ein FBI-Informant hatte von dem riskanten Unternehmen Wind bekommen.

Sie waren in den gespenstischen Ruinen eines Bauerndorfes sechs Meilen von der kanadischen Grenze entfernt. Das Geiselrettungsteam des FBI, für das es wie üblich keine Geiseln zu retten gab, fungierte als Antiterrorereinheit der Behörde. Die zehn Mann des Trupps, angeführt von Dennis Black, unterstanden der administrativen Kontrolle des örtlich zuständigen FBI-Agenten, genannt SAC, und genau an diesem Punkt war es bei der Behörde mit der sonst üblichen Perfektion gründlich vorbei. Der lokale SAC hatte einen komplizierten Plan für einen Hinterhalt ausgeklügelt, der allerdings schon übel begonnen und dann fast in einer Katastrophe geendet hatte: Drei Agenten lagen nach Verkehrsunfällen im Krankenhaus, zwei andere hatten schwere Schußverletzungen erlitten. Im Gegenzug war ein Subjekt mit Sicherheit getötet und ein zweites vermutlich verwundet worden. Die anderen drei oder vier – auch da

war man nicht ganz sicher – hatten sich in einem ehemaligen Motel verbarrikadiert. Fest stand jedenfalls, daß entweder in der alten Herberge die Amtsleitung noch funktionierte oder, was wahrscheinlicher war, die Subjekte über ein Funktelefon die Medien verständigt hatten. Das Resultat war eine Riesenkonfusion, die einem Trupp Zirkusclowns alle Ehre gemacht hätte. Der SAC bemühte sich, den Rest seines professionellen Rufes zu retten, indem er die Medien zu seinen Gunsten manipulierte. Nur wußte er noch nicht, daß mit Fernsehteams aus Denver oder Chicago nicht so leicht umzuspringen war wie mit jungen Lokalreportern. Die Profis ließen sich nicht an der Nase herumführen.

»Dem Kerl reißt Bill Shaw morgen den Arsch auf«, merkte Leary leise an.

»Damit ist uns auch nicht geholfen«, versetzte Paulson.

»Was gibt's?« fragte Black über den gesicherten Funkkanal.

»Bewegung, aber keine Identifizierung«, antwortete Leary. »Schlechtes Licht. Die Kerle mögen blöd sein, aber verrückt sind sie nicht.«

»Die Subjekte haben einen TV-Reporter mit Kamera verlangt, und der SAC hat zugestimmt.«

»Dennis, Sie haben doch nicht etwa . . .?« Paulson fiel fast das Fernrohr aus der Hand.

»Doch«, erwiderte Black. »Der SAC sagt, er hat hier den Befehl.« Der Verhandlungsexperte des FBI, ein erfahrener Psychiater, sollte erst in zwei Stunden eintreffen, und der SAC wollte für die Abendnachrichten etwas zu bieten haben. Black wäre dem Mann am liebsten an die Kehle gesprungen, aber das ging natürlich nicht.

»Ich kann ihn nicht wegen Unfähigkeit festnehmen«, sagte Leary mit der Hand überm Mikrofon. Das einzige, was den Kerlen noch fehlt, ist eine Geisel, fügte er in Gedanken hinzu. Liefern wir ihnen ruhig eine, dann kriegt unser Psychiater wenigstens etwas zu tun.

»Die Lage, Dennis?« fragte Paulson.

»Auf meine Befehle hin sind die Eingreifrichtlinien in Kraft«, erwiderte Dennis Black. »Es kommt eine Reporterin, 28, blond, blaue Augen, etwa einsfünfundsechzig; begleitet von einem Kameramann, farbig, etwa einsneunzig. Ich habe ihm Anweisungen gegeben, wie er sich annähern soll. Der Mann hat Köpfchen und spielt mit.«

»Roger, Dennis.«

»Seit wann sind Sie an der Waffe, Paulson?« fragte Black noch. Laut Dienstvorschrift durfte ein Scharfschütze bei voller Alarmbereitschaft nur 30 Minuten an der Waffe bleiben; danach tauschten Beobachter und Schütze die Positionen. Offenbar war Black der Ansicht, daß irgend jemand sich an die Vorschriften halten mußte.

»Seit 15 Minuten, Dennis, alles klar . . . Ah, da kommt das Fernsehen.«

Sie lagen nur 115 Meter vom Eingang des Motels entfernt in Stellung. Die Sicht war schlecht. In 90 Minuten ging die Sonne unter. Ein stürmischer Tag; ein heißer Südwestwind fegte über die Prärie. Die Augen brannten vom Staub.

Am schlimmsten war, daß die Querböen eine Geschwindigkeit von über 60 Stundenkilometern erreichten und damit sein Geschoß um bis zu 20 Zentimeter ablenken konnten.

»Team steht bereit«, verkündete Black. »Ermächtigung zum Eingreifen ist gerade gegeben worden.«

»Ein totales Arschloch ist er also nicht«, erwiderte Leary über Funk. Er war so aufgebracht, daß es ihm gleich war, ob der SAC nun mithörte oder nicht. Wahrscheinlich bebißt er sich gerade wieder, dachte er.

Scharfschütze und Beobachter trugen Tarnanzüge und hatten zwei Stunden gebraucht, um ihre Positionen einzunehmen; nun verschmolzen sie mit den knorrigen Bäumen und dem struppigen Präriegras. Leary beobachtete, wie sich das Fernseheteam dem Motel näherte. Die Frau ist hübsch, dachte er, aber ihre Frisur und ihr Make-up haben unter dem scharfen trockenen Wind gelitten. Der Kameramann hätte bei den Vikings Verteidiger sein können und war vielleicht schnell und zäh genug, um Tony Wills, dem sensationellen neuen Halfback, einen Angriffskorridor freizumachen. Leary verdrängte den Gedanken.

»Der Kameramann trägt eine kugelsichere Weste. Die Frau nicht.« Schwachsinn, dachte Leary. Dennis muß ihr doch gesagt haben, was das für Kerle sind.

»Dennis sagt, der Mann sei gewitzt.« Paulson richtete sein Gewehr auf das Gebäude. »Bewegung an der Tür!«

»Passen wir alle auf«, murmelte Leary.

»Subjekt 1 in Sicht«, verkündete Paulson. »Russell kommt raus. Scharfschütze 1 hat Ziel erfaßt.«

»Hab' ihn!« meldeten drei andere Stimmen gleichzeitig.

John Russell war ein Hüne – einssechsendneunzig, gut 110 Kilo schwer –, ein ehemaliger Athlet, der nun verfettete. Sein Oberkörper war nackt; er trug Jeans, und ein Stirnband hielt sein langes schwarzes Haar. Auf der Brust hatte er Tätowierungen, einige vom Fachmann, die meisten aber im Gefängnis mit Kopierstift und Spucke angefertigt. Er war ein Typ von der Sorte, der die Polizei lieber bewaffnet entgegentritt. Die lässige Arroganz seiner Bewegungen verriet seine Verachtung für Regeln und Gesetze.

»Subjekt 1 trägt einen großen schwarzen Revolver«, meldete Leary dem Rest des Teams. Smith & Wesson? spekulierte er. »Äh, Dennis . . ., hier kommt mir was komisch vor.«

»Was?« fragte Black sofort.

»Mike hat recht«, sagte Paulson dann, der sich Russells Gesicht durchs Zielfernrohr genau ansah. »Der steht unter Drogen, Dennis, der hat was drin. Rufen Sie das TV-Team zurück!« Aber dafür war es zu spät.

Paulson hielt Russells Kopf im Fadenkreuz. Für ihn war Russell nun kein Mensch mehr, sondern ein Subjekt, ein Ziel. Wenigstens war der SAC vernünftig genug gewesen, dem Team begrenzte Erlaubnis zum Eingreifen zu geben, so daß sein Leiter für den Fall, daß etwas schiefging, alle ihm angemessen erscheinenden Maßnahmen treffen konnte. Auch Paulson hatte spezifische Anweisungen

gen. Sowie das Subjekt einen Agenten oder Zivilisten lebensgefährdend bedrohte, konnte er mit seinem Finger auf den Abzug seines Gewehrs einen Druck von 2650 Gramm ausüben und damit das Geschoß losjagen.

»Immer mit der Ruhe, alle Mann«, flüsterte der Scharfschütze. Sein Zielfernrohr Marke Unertl war mit Fadenkreuz und Strichplatte ausgerüstet. Erneut schätzte Paulson automatisch die Distanz, achtete weiter auf die Böen und hielt Russells Ohr im Fadenkreuz.

Die Szene hatte eine grausige Komik. Die Reporterin lächelte und bewegte ihr Mikrofon beim Interview hin und her. Der massive schwarze Kameramann hatte seine Minicam am Auge, mit der aufgesteckten grellen Lampe, die von Batterien, die an seinem Gürtel befestigt waren, betrieben wurde. Russell redete eindringlich, aber Paulson und Leary verstanden nichts, weil der Wind zu heftig war. Seine Miene war von Anfang an zornig gewesen, und sie glättete sich nicht. Er ballte die Linke zur Faust, und die Finger seiner rechten Hand schlossen sich automatisch um den Knauf der Pistole. Der Wind preßte die Seidenbluse der Reporterin an ihre durchscheinenden Brüste. Leary fiel ein, daß Russell den Ruf hatte, ein zur Brutalität neigender Sexualathlet zu sein. Aber der Ausdruck des Mannes war sonderbar leer. Einmal starrte er teilnahmslos, dann wieder fuhr er leidenschaftlich auf; diese durch Drogen erzeugte Instabilität mußte den psychischen Druck auf den vom FBI Umstellten noch verstärken. Plötzlich wurde er unnatürlich ruhig.

Leary verfluchte den SAC. Wir sollten uns ein Stück zurückziehen und abwarten, bis die Kerle mürbe sind, dachte er. Die Lage hat sich stabilisiert. Die kommen hier nicht weg. Wir könnten übers Telefon verhandeln und sie hinhalten . . .

»Achtung!«

Mit seiner freien Hand hatte Russell die Reporterin am Oberarm gepackt. Sie versuchte sich zu befreien, verfügte aber nur über einen Bruchteil der Kraft, die dazu nötig war. Der Kameramann nahm eine Hand von der Sony. Er war groß und stark und hätte Erfolg haben können, aber seine Bewegung provozierte Russell. Die rechte Hand des Subjekts zuckte.

»Im Ziel!« sagte Paulson erregt. Laß das, du Arschloch, dachte er. HÖR AUF! Er durfte nicht zulassen, daß Russell den Revolver zu weit hob. Sein Verstand raste, schätzte die Situation ab. Ein großer Revolver Smith & Wesson, vielleicht ein 44er Kaliber, eine Waffe, die riesige, blutige Wunden riß. Es war möglich, daß das Subjekt nur seinen Worten Nachdruck verleihen wollte. Vermutlich wies er den Schwarzen an der Kamera an, er solle stillhalten; der Revolver schien eher auf den Mann gerichtet als auf die Reporterin, kam höher und höher und . . .

Der Knall des Gewehrs ließ die Szene erstarren. Paulsons Finger hatte sich scheinbar wie von selbst gekrümmt, aber in Wirklichkeit war es der antrainierte Reflex, der sich durchgesetzt hatte. Das Gewehr bäumte sich unterm Rückstoß auf, und die Hand des Schützen zuckte schon, um zu spannen und nachzuladen. Ein Windstoß hatte Paulsons Geschoß leicht nach rechts abge-

lenkt. Anstatt Russells Schädel in der Mitte zu durchschlagen, traf die Kugel den Backenknochen. Explosionsartig wurde dem Subjekt das Gesicht weggerissen. Nase, Augen und Stirn lösten sich in einen roten Nebel auf. Nur der Mund blieb übrig, und der stand offen und schrie, während Blut aus Russells Kopf triefte wie aus einer verkalkten Dusche. Sterbend gab Russell noch einen Schuß auf den Kameramann ab, ehe er vornüber gegen die Reporterin fiel. Der Kameramann fiel ebenfalls zu Boden, und die Reporterin stand fassungslos da, hatte das Blut und Gewebe an ihrer Kleidung und in ihrem Gesicht noch nicht wahrgenommen. Russells Finger krallten kurz nach seinem Gesicht, das nicht mehr da war, und wurden dann reglos. »LOS! LOS! LOS!« schrie es in Paulsons Kopfhörer, aber er nahm kaum Notiz, sondern lud nach, während er in einem Fenster des Gebäudes ein Gesicht, das er von Fahndungsfotos her kannte, entdeckte. Ein Subjekt, das eine Waffe hob, die wie ein altes Winchester-Repetiergewehr aussah. Paulsons zweiter Schuß war exakter als der erste und traf die Stirn von Subjekt 2. Sein Name: William Ames.

Die Szene kam wieder in Bewegung. Männer des Geiselrettungsteams in schwarzen Anzügen und kugelsicheren Westen stürmten heran. Zwei schleppten die Reporterin weg, zwei andere trugen den Kameramann, an dessen Brust die Sony noch geschnallt war, in Sicherheit. Ein anderer warf eine Blendgranate durch das zerbrochene Fenster, während Dennis Black und die restlichen drei Teamleute durch die offene Tür rannten. Es fielen keine weiteren Schüsse. 15 Minuten später knisterte es im Kopfhörer.

»Hier Teamführer. Gebäude durchsucht. Zwei Subjekte tot. Subjekt 2 ist William Ames. Subjekt 3 ist Ernest Thorn, der zwei Kugeln in der Brust hat und offenbar schon eine Weile tot ist. Waffen der Subjekte neutralisiert. Tatort gesichert. Wiederhole: Tatort gesichert.«

»Himmel noch mal!« Leary hatte zum ersten Mal in seinen zehn Jahren beim FBI einen Waffeneinsatz miterlebt. Paulson kam auf die Knie, nachdem er seine Waffe entladen hatte, klappte das Zweibein ein und trabte dann auf das Gebäude zu. Der SAC kam ihm zuvor und stand nun mit der Dienstpistole in der Hand bei John Russells Leiche, die zum Glück auf dem Bauch lag. Blut verbreitete sich auf dem rissigen Zement.

»Saubere Arbeit!« lobte der SAC das Team, und das war sein letzter Schnitzer unter den vielen Fehlern, die an diesem Tag gemacht worden waren.

»Sie unfähiges Arschloch!« Paulson stieß ihn gegen die Mauer. »Daß diese Leute tot sind, ist Ihre Schuld!« Leary sprang dazwischen und schob Paulson von dem verdutzten Mann weg. Nun erschien Dennis Black, der keine Miene verzog.

»Machen Sie Ihren Dreck weg«, knurrte er und führte seine Männer weg, ehe es zu weiteren Zwischenfällen kommen konnte. »Was macht der Kameramann?«

Der Schwarze lag mit der Kamera überm Gesicht auf dem Rücken. Die Reporterin kniete am Boden und erbrach sich. Aus gutem Grund: Zwar hatte

ihr ein Agent das Gesicht abgewischt, aber ihre teure Bluse war eine blutrote Obszönität, die sie noch wochenlang in ihren Träumen verfolgen sollte.

»Alles in Ordnung?« fragte Dennis. »Stellt das verdammte Ding ab!«

Er legte die Kamera auf den Boden und schaltete die Lampe aus. Der Kameramann schüttelte den Kopf und griff an eine Stelle knapp unterm Brustkorb. »Gute Idee. Schreiben Sie mal an den Hersteller der Weste. Ich glaube...« Und dann verstummte er. Nach einer Weile erkannte er, was geschehen war, der Schock setzte ein. »Mein Gott, was ist passiert?«

Paulson ging zum Fahrzeug, ein schwerer Kombi, und legte sein Gewehr in den Kasten zurück. Leary und ein anderer Agent blieben bei ihm, um ihm über die Streßperiode hinwegzuhelfen – und versicherten, er habe genau richtig gehandelt. Der Scharfschütze hatte nicht zum ersten Mal getötet, aber eines war allen Einsätzen gemein, wie verschieden sie auch gewesen sein mochten: Man bereute, was man hatte tun müssen. Nach einem echten Todesschuß kommt kein Werbespot.

Die Reporterin überfiel die normale posttraumatische Hysterie, und sie riß sich die blutgetränkte Bluse vom Leib, ohne zu bedenken, daß sie darunter nackt war. Ein Agent wickelte sie in eine Decke und beruhigte sie. Inzwischen waren weitere Fernsehteams erschienen und hielten vorwiegend auf das Gebäude zu. Dennis Black sammelte seine Leute ein, ließ die Waffen entladen und befahl ihnen, sich um die beiden Zivilisten zu kümmern. Die Reporterin gewann nach ein paar Minuten die Fassung wieder. Sie fragte, ob das Ganze denn notwendig gewesen sei, und erfuhr dann, daß ihr Kameramann getroffen worden, aber dank der kugelsicheren Weste, die sie entgegen der Empfehlung des FBI abgelehnt hatte, unverletzt geblieben war. Hierauf geriet sie in einen euphorischen Zustand, überglücklich, überhaupt noch am Leben zu sein. Der Schock sollte zwar bald zurückkehren, aber sie war trotz ihrer Jugend und Unerfahrenheit intelligent und hatte bereits etwas Wichtiges gelernt. Sie nahm sich vor, beim nächsten Mal auf einen guten Rat zu hören; ihre Alpträume würden diesen Vorsatz nur unterstützen. Schon nach 30 Minuten konnte sie sich ohne Hilfe wieder auf den Beinen halten, hatte ihr Ersatzkostüm angezogen und berichtete mit ruhiger, wengleich brüchiger Stimme über ihr Erlebnis. Den größten Eindruck aber machte beim TV-Netz CBS das Videoband; der Chef der Nachrichtenredaktion nahm sich vor, den Kameramann schriftlich zu belobigen. Seine Aufnahmen enthielten alle Elemente einer Sensation – Spannung, Tod und eine ebenso mutige wie attraktive Reporterin – und liefen an diesem sonst relativ ereignislosen Tag in den Abendnachrichten an erster Stelle. Am Tag danach wurden sie in den Frühhinrichten aller anderen Sender gebracht. Jedesmal warnte der Sprecher empfindsame Gemüter vor den schockierenden Bildern – nur, um allen Zuschauern klarzumachen, daß ihnen ein ganz besonderer Nervenkitzel bevorstand. Und da fast jeder Gelegenheit hatte, sich die Szenen mehr als einmal anzusehen, ließen viele beim zweiten Mal ihre Videorecorder mitlaufen. Zu ihnen zählte Marvin Russell, der Anführer der »Warrior Society«.

Angefangen hatte es harmlos. Er wachte mit Magenschmerzen auf. Der Lauf am Morgen strengte mehr an als sonst. Er war nicht ganz auf dem Damm. Schließlich bist du über Dreißig, sagte er sich, und kein junger Mann mehr. Andererseits war er immer sportlich und energiegeladen gewesen. Vielleicht war es nur eine Erkältung, ein Virus, die Auswirkung vom Genuß unreinen Trinkwassers, eine Magenverstimmung. Da mußst du dich durchbeißen, dachte er, legte mehr Gewicht in seinen Tornister und trug sein Gewehr nun mit geladenem Magazin. Träge bist du geworden, das ist alles, sagte er sich, so was läßt sich ändern. Er war ein sehr entschlossener Mann.

Einen Monat lang wirkte das auch. Gewiß, er fühlte sich noch schlapper, aber das war angesichts der zusätzlichen fünf Kilo im Tornister zu erwarten. Die Extramüdigkeit nahm er als Beweis für seine Krieger-tugend; er aß wieder einfache Speisen und zwang sich, früher zu Bett zu gehen. Das half. Die Muskeln schmerzten nicht anders als zu Beginn dieses anstrengenden Lebens, und er schlief den ruhigen Schlaf der Gerechten. Die Befehle seines zielstrebigen Willens an seinen widerspenstigen Körper machten alles noch schlimmer. Warum kam er nicht gegen eine unsichtbare Mikrobe an? Hatte er es nicht schon mit viel größeren und bedrohlicheren Dingen aufgenommen? Der Gedanke bedeutete ihm weniger eine Herausforderung als ein kleines Amüsement. Wie bei allen entschlossenen Menschen lauerte der Konkurrent in ihm selbst; der Körper wehrte sich gegen die Befehle des Verstandes.

Die Beschwerden wollten nicht weggehen. Sein Körper wurde hagerer, gestählter, aber Schmerzen und Übelkeit hielten sich hartnäckig. Das fuchste ihn, und er machte seinem Ärger zunächst Luft, indem er Witze riß. Als seine ranghöheren Kameraden merkten, daß er sich nicht wohl fühlte, führte er als Grund Schwangerschaftsübelkeit an und erntete dafür wieherndes Gelächter. Einen Monat lang hielt er durch, sah sich dann aber gezwungen, die Traglast zu verringern, um seinen Platz vorne bei den Führern halten zu können. Zum ersten Mal in seinem Leben begann er, leise an sich zu zweifeln, und er fand seinen Zustand nicht mehr amüsant. Einen weiteren Monat lang blieb er, abgesehen von der Extrastunde Schlaf, streng bei seinem ruhelosen Pensum, doch es ging ihm weder schlechter noch besser. Vielleicht liegt es nur an meinem Alter, tröstete er sich. Immerhin bin ich auch nur ein Mensch, und es ist keine Schande abzubauen, auch wenn ich mit aller Gewalt versucht habe, in Form zu bleiben.

Schließlich begann er über seinen Zustand zu klagen. Seine Kameraden, allesamt jünger als er, hatten zum Teil fünf Jahre oder länger unter ihm gedient und zeigten Verständnis. Sie hatten ihn wegen seiner Härte verehrt und sahen seine sich abzeichnenden Schwächen als Zeichen, daß auch er nur ein Mensch war, der für sie dadurch noch bewundernswerter wurde. Einige schlugen Hausmittel vor, und schließlich bedrängte ihn ein guter Kamerad, er sei verrückt, wenn er nicht zum Arzt ginge. Sein Schwager habe in England studiert und sei erstklassig. Und so entschlossen er auch war, seinen Leib zu verleugnen, wußte er doch, daß es Zeit war, einen guten Rat zu beherzigen.

Der Arzt wurde seinem Ruf gerecht. Er saß in einem blütenweißen gestärkten Kittel an seinem Schreibtisch, erkundigte sich nach den bisherigen Krankheiten und nahm anschließend eine Untersuchung vor. Auf den ersten Blick schien dem Besucher nichts zu fehlen. Der Arzt sprach von Streß – darüber wußte sein Patient Bescheid – und seine zunehmend ernsteren, oft erst langfristig spürbaren Auswirkungen. Er sprach von gesunder Ernährung, maßvoller körperlicher Betätigung, der Bedeutung von Ruhepausen. Seiner Ansicht nach spielten mehrere kleine Faktoren zusammen, eingeschlossen eine harmlose, aber ärgerliche Magen-Darm-Störung; zu deren Linderung verschrieb er ein Medikament. Der Arzt schloß die Konsultation mit einem Monolog über Patienten, deren Stolz der Vernunft im Weg stand, ab. Sein Patient nickte zustimmend und erwies dem Mediziner den ihm zustehenden Respekt. Auch er hatte seinen Untergebenen ähnliche Vorträge gehalten und war wie immer entschlossen, das Richtige zu tun.

Die Medizin half eine gute Woche lang. Sein Magen wurde wieder besser. Aber fühle ich mich so wie früher? fragte sich der Patient. Besser schon, aber wie ist mir früher beim Aufwachen gewesen? Wer denkt schon an so etwas. Der Verstand konzentriert sich auf wichtige Dinge wie Aufträge und Einsätze und überläßt den Körper sich selbst. Der Leib durfte den Geist nicht beeinträchtigen; er gab Befehle und erwartete, daß sie ausgeführt wurden. Wie konnte man zielstrebig leben, wenn etwas dazwischenfunke? Und sein Lebensziel hatte er sich schon vor Jahren gesteckt.

Doch die Beschwerden wollten nicht weggehen und zwangen ihn, den Arzt ein zweites Mal aufzusuchen. Diesmal fiel die Untersuchung gründlicher aus, eine Blutentnahme eingeschlossen. Vielleicht ist es doch nicht ganz harmlos, meinte der Doktor und sprach von einer chronischen Infektion, die aber mit Medikamenten zu behandeln sei. Malaria zum Beispiel, früher in der Region weit verbreitet, und einige andere inzwischen von der modernen Medizin besiegte Krankheiten gingen ebenfalls mit Entkräftung einher. Der Arzt wartete nun auf die Labortests und war entschlossen, den Patienten, dessen Lebensziel er kannte und aus sicherer Distanz unterstützte, zu heilen.

Als er zwei Tage später in die Praxis zurückkehrte, merkte er sofort, daß etwas nicht stimmte. Diese Miene hatte er oft genug bei seinem Nachrichtendienststoffizier gesehen. Es ging um etwas Unerwartetes, das die Pläne durcheinanderbrachte. Der Arzt begann langsam, suchte nach Worten, um dem Patienten das Laborergebnis schonend beizubringen, doch der wollte von Schonung nichts wissen. Er hatte ein gefährliches Leben gewählt und verlangte, die Wahrheit so unumwunden zu hören, wie er sie selbst verkündet hätte. Der Mediziner nickte respektvoll und sprach dann offen zu ihm. Sein Patient hörte ungerührt zu. An Enttäuschungen aller Art war er gewöhnt und war auch mit dem Tod, den er selbst oft anderen gebracht hatte, vertraut. Nun war also das Ende seines Lebens in Sicht, in der nahen oder fernen Zukunft. Die Antwort auf eine Frage nach Behandlungsmöglichkeiten fiel optimistischer aus, als er erwartet hatte. Der Doktor beleidigte ihn nicht mit tröstenden Worten, son-

dern legte ihm – als hätte er die Gedanken des Patienten erraten – die Fakten dar. Es gab Maßnahmen, mit denen man unter Umständen erfolgreich sein konnte. Mit der Zeit würde sich herausstellen, ob sie wirkten oder nicht. Günstige Faktoren waren seine gute körperliche Verfassung und seine eiserne Entschlossenheit. Die Bemerkung des Arztes, daß eine positive Geisteshaltung das A und O sei, hätte der Patient beinahe mit einem Lächeln quittiert. Aber er zeigte lieber den Mut des Stoikers als die Hoffnung des Narren. Und was war schon der Tod? Hatte er sein Leben nicht der Gerechtigkeit gewidmet, dem Willen Allahs, hatte er es nicht für eine große und löbliche Sache geopfert?

Aber da lag der Hase im Pfeffer. Auf Versagen war er nicht eingestellt. Er hatte sich vor Jahren ein Lebensziel gesetzt und war entschlossen, es ohne Rücksicht auf sich selbst oder andere zu erreichen. Auf diesem Altar hatte er alle Alternativen geopfert, die Hoffnungen seiner Eltern, das Studium, ein normales, bequemes Leben mit einer Frau, die ihm vielleicht Söhne geboren hätte – alles das hatte er verworfen und entschlossen einen Weg der Mühsal und Gefahr gewählt, auf ein strahlendes Ziel zu.

Und nun? War alles umsonst gewesen? Sollte sein Leben ohne einen Sinn enden? Durfte er den Tag, in den er alle Hoffnung gelegt hatte, nicht mehr erleben? War Allah so grausam? Während ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, blieb seine Miene gelassen, sein Blick so reserviert wie immer. Nein, dachte er, das läßt Gott nicht zu. Er kann sich nicht von mir abgewandt haben. Ich werde den Tag noch erleben oder zumindest herannahen sehen. Dann hat mein Leben doch noch einen Sinn gehabt.

Es war doch nicht alles umsonst, auch nicht die Zukunft, wie immer sie auch für ihn aussehen würde. Auch was das betraf, war er entschlossen.

Ismael Kati wollte die Anweisungen des Arztes befolgen, alles tun, was sein Leben verlängerte, um den heimtückischen inneren Feind vielleicht doch noch zu besiegen. Er nahm sich vor, seine Anstrengungen zu verdoppeln, bis an die Grenzen seiner körperlichen Leistungsfähigkeit zu gehen, Allah um Führung und um ein Zeichen zu bitten. Diese Krankheit wollte er bekämpfen wie alle anderen Feinde zuvor – mit Mut und totaler Hingabe. Nie in seinem Leben hatte er Gnade geübt, und er plante nicht, sie nun jemandem zu erweisen. Im Angesicht seines Todes war ihm der Tod anderer noch unwichtiger als zuvor. Blind zuschlagen wollte er jedoch nicht, sondern weitermachen wie bisher und auf eine Gelegenheit warten, die, das sagte ihm sein Glaube, sich irgendwo bieten mußte, bevor sein Weg zu Ende war. Seine Entschlüsse waren immer von Intelligenz geleitet gewesen, und das hatte seinen Erfolg ausgemacht.

2 Labyrinth

Wenige Minuten nachdem der Brief aus Georgetown in einem Dienstzimmer in Rom eingegangen war, legte ihn der Mann vom Nachtdienst einfach auf den Schreibtisch des Zuständigen und bereitete sich dann weiter auf ein Examen über die metaphysischen Diskurse des heiligen Thomas von Aquin vor. Am nächsten Morgen erschien der Jesuit Hermann Schörner, Privatsekretär des Generals der Gesellschaft Jesu, Francisco Alcalde, pünktlich um sieben und begann die über Nacht eingegangene Post zu sortieren. Das Fax aus Amerika war der dritte Vorgang von oben und machte den jungen Geistlichen stutzig. Chiffrierte Nachrichten gehörten zwar zu seiner Arbeit, waren aber selten. Der Code oben auf der ersten Seite zeigte Absender und Dringlichkeitsgrad an. Pater Schörner ging eilig den Rest der Post durch und machte sich dann sofort an die Arbeit.

Pater Rileys Prozedur wiederholte sich nun auf exakt umgekehrte Weise. Der einzige Unterschied war, daß Pater Schörner vorzüglich Maschine schrieb. Er las den Text mit einem optischen Scanner in einen Personalcomputer ein und rief das Dechiffrierprogramm auf. Unregelmäßigkeiten, die bei der Übertragung entstanden waren, führten zu Entstellungen, die sich aber leicht korrigieren ließen, und dann glitt der entschlüsselte Text aus dem Tintenstrahldrucker – natürlich noch in Attisch. Statt Rileys mühseliger drei Stunden hatte dieser Prozeß nur zwanzig Minuten in Anspruch genommen. Der junge Priester kochte Kaffee für sich und seinen Vorgesetzten und las dann über der zweiten Tasse den erstaunlichen Brief.

Francisco Alcalde war ein älterer, aber ungewöhnlich dynamischer Mann. Für seine 66 Jahre spielte er noch recht gut Tennis, und er fuhr gelegentlich mit dem Heiligen Vater Ski. Er war hager und drahtig, über einsneunzig groß und trug einen dichten grauen Bürstenschnitt über den tiefliegenden Augen, die an einen Uhu erinnerten. Alcalde war ein hochgelehrter Mann, der elf Sprachen beherrschte und vielleicht Europas erste Autorität für mittelalterliche Geschichte geworden wäre, hätte er sich nicht für den Priesterberuf entschieden. Vor allem aber war er ein Geistlicher, dessen Pflichten in der Verwaltung zu seinem Wunsch nach Lehre und Seelsorge im Widerspruch standen. In einigen Jahren wollte er seine Stellung als General des größten und mächtigsten katholischen Ordens aufgeben und wieder an die Universität gehen, um junge Menschen zu inspirieren und in der Kirche eines Arbeiterviertels, wo er sich um normale menschliche Probleme kümmern konnte, die Messe zu lesen – als Höhepunkt eines gesegneten Lebens, wie er dachte. Vollkommen war er jedoch nicht; häufig hatte er mit seiner intellektuellen Eitelkeit zu kämpfen und

brachte nicht immer die in seinem Beruf erforderliche Demut auf. Nun, seufzte er mit einem Lächeln, die Perfektion ist ein unerreichbares Ziel.

»Guten Morgen, Hermann«, grüßte er auf deutsch, als er eintrat.

»*Buon giorno*«, erwiderte Schörner und sprach dann griechisch weiter. »Heute liegt ein hochinteressantes Schreiben vor.«

Alcalde zuckte mit seinen buschigen Augenbrauen. Er wies auf sein Arbeitszimmer. Schörner folgte ihm mit dem Kaffee.

»Tennis ist heute mittag um vier«, sagte Schörner und füllte seinem Vorgesetzten die Tasse.

»Wollen Sie mich wieder mal beschämen?« Man erzählte sich im Scherz, Schörner hätte das Zeug zum Profi und könne seinen Verdienst ja an den Orden, dessen Mitglieder ein Armutsgelübde leisten mußten, abführen. »Was steht in dem Brief?«

»Er stammt von Timothy Riley in Washington.« Schörner reichte das Schreiben über den Tisch.

Alcalde setzte seine Lesebrille auf. Seine Kaffeetasse blieb unberührt, während er das Dokument zweimal langsam durchlas. Als Gelehrter nahm Alcalde selten zu etwas Stellung, ohne nachgedacht zu haben.

»Erstaunlich. Von diesem Ryan habe ich schon einmal gehört . . . ist er nicht beim Geheimdienst?«

»Ja, er ist stellvertretender Direktor bei der CIA. Wir haben ihn ausgebildet; Boston Hochschule und Georgetown Universität. Er arbeitet vorwiegend in der Verwaltung, war aber an mehreren Außendienstoperationen beteiligt. Wir kennen nicht alle Einzelheiten, aber er scheint dabei nichts Unehrenhaftes getan zu haben. Hier liegt ein kleines Dossier über ihn vor. Pater Riley hält viel von Dr. Ryan.«

»So sieht es auch aus.« Alcalde überlegte. Er war nun seit dreißig Jahren mit Riley befreundet. »Er hält das Angebot für echt. Was meinen Sie?«

»Potentiell ein Gottesgeschenk, finde ich.« Der Kommentar war nicht ironisch gemeint.

»In der Tat. Aber die Sache ist dringend. Was meint der US-Präsident?«

»Ich nehme an, daß man ihn noch nicht informiert hat, aber das wird bald geschehen. Was seinen Charakter betrifft, habe ich meine Zweifel.« Schörner zuckte mit den Achseln.

»Wer von uns ist schon vollkommen?« Alcalde starrte an die Wand.

»Sehr wahr.«

»Wie sieht mein Terminkalender für heute aus?« fragte Alcalde.

Schörner nannte die Termine aus dem Gedächtnis.

»Gut, richten Sie Kardinal D'Antonio aus, ich hätte etwas Wichtiges zu erledigen. Ändern Sie die anderen Termine entsprechend. Um diese Angelegenheit muß ich mich sofort kümmern. Rufen Sie Timothy an, danken Sie ihm und richten Sie ihm aus, daß ich mich der Sache annehme.«

Ryan wachte um halb sechs mißmutig auf. Die Sonne glühte orangerosa hinter den Bäumen vor der fünfzehn Kilometer entfernten Ostküste von Maryland. Seine erste bewußte Handlung war, die Vorhänge zuzuziehen. Cathy hatte heute keinen Dienst im Krankenhaus, aber der Grund fiel ihm erst auf halbem Weg ins Bad ein. Als nächstes schluckte er zwei Tylenol Extrastark. Am Vorabend hatte er wieder einmal zuviel getrunken, wie schon die letzten Tage, ging es ihm durch den Kopf. Aber was blieb ihm anderes übrig? Trotz der immer länger werdenden Arbeitszeiten und der zunehmenden Erschöpfung konnte er immer schlechter einschlafen.

»Verdammt!« Er blinzelte sein Spiegelbild an. Er sah fürchterlich aus. Ryan tappte in die Küche, um Kaffee zu machen. Nach der ersten Tasse würde alles gleich viel besser aussehen. Als er die Weinflaschen auf der Arbeitsplatte sah, krampfte sich sein Magen zusammen. Anderthalb Flaschen, sagte er sich, nicht zwei. Die erste war schon angebrochen gewesen. So schlimm ist es also doch nicht. Ryan schaltete die Kaffeemaschine an und ging in die Garage, wo er in den Kombi stieg und ans Grundstückstor fuhr, um die Zeitung zu holen. Vor gar nicht so langer Zeit hatte er das noch zu Fuß erledigt, aber nun – ach was, sagte er sich, bin ja noch nicht angezogen, nur deshalb nehm' ich den Wagen. Das Radio war auf einen Nachrichtensender eingestellt und gab Ryan einen Vorgeschmack auf die Weltereignisse. Die Orioles hatten wieder mal verloren. Verflucht, und er wollte eigentlich mit Klein-Jack zu einem Baseball-Spiel gehen. Das hatte er versprochen, seit er das letzte Jugendliga-Spiel verpaßt hatte. Und wann, fragte er sich, machst du das endlich wahr? Nächsten April? Mist.

Nun, praktisch lag die ganze Baseball-Saison ja noch vor ihm. Es waren auch noch keine Ferien. Ich komme noch dazu, redete er sich ein. Garantiert. Ryan warf die *Washington Post* auf den Nebensitz und fuhr zurück zum Haus. Die erste positive Nachricht des Tages: Der Kaffee war fertig. Ryan goß sich einen Becher ein und beschloß, aufs Frühstück zu verzichten – wieder mal. Nicht gut, sagte ihm ein warnender Gedanke. Sein Magen war ohnehin schon in miserabler Verfassung, und zwei Becher schwarzer Filterkaffee machten die Sache nicht besser – im Gegenteil. Um die innere Stimme auszuschalten, konzentrierte er sich auf die Zeitung.

Viele wissen gar nicht, in welchem Ausmaß Nachrichtendienste bei der Informationsbeschaffung auf die Medien angewiesen sind. Zum Teil geschieht das aus Gründen der Zweckmäßigkeit. Man tat mehr oder weniger die gleiche Arbeit, und die Geheimdienste hatten nicht alle hellen Köpfe für sich gepachtet. Entscheidender aber war, überlegte Ryan, daß die Medien ihre Nachrichten umsonst bekamen. Ihre vertraulichen Quellen bestanden aus Personen, die entweder ihr Zorn oder ihr Wille dazu trieb, Geheimnisse zu verraten. Aus solchen Quellen kommen, wie jeder Nachrichtendienstoffizier weiß, die besten Informationen. Nichts motiviert so gut wie Zorn oder Prinzipien. Und schließlich gab es bei den Medien, obwohl es dort von Faulpelzen nur so wimmelte, eine nicht geringe Anzahl von gewitzten Leuten, die sich von den guten

Gehältern, die für Enthüllungsjournalisten gezahlt wurden, angezogen fühlten. Ryan wußte inzwischen, welche Randbemerkungen er langsam und sorgfältig zu lesen hatte, und achtete auch auf die Daten der Berichte. Als stellvertretender Direktor der CIA war er im Bilde darüber, welche Redaktionschefs etwas taugten. Die *Washington Post* zum Beispiel war über Deutschland besser informiert als seine eigenen Experten von der CIA.

Im Nahen Osten herrschte immer noch Ruhe. Die Lage im Irak, wo sich endlich eine Neuordnung abzeichnete, wurde stabiler. *Wenn wir nun bloß noch die Israelis zur Vernunft bringen könnten...* Schön, dachte er, wenn es uns gelänge, in der ganzen Region Frieden zu stiften. Ryan hielt so was für möglich. Die Ost-West-Konfrontation, die schon vor seiner Geburt ausgebrochen war, gehörte nun der Geschichte an, und wer hätte das schon für möglich gehalten? Ryan füllte seinen Becher ohne hinzusehen nach; das brachte er selbst fertig, wenn er einen Kater hatte. All diese politischen Veränderungen hatten sich im Laufe weniger Jahre abgespielt; innerhalb einer kürzeren Zeit, als er bei der CIA zugebracht hatte.

Die Sache war so erstaunlich, daß sie noch über Jahre, wenn nicht über Generationen hinweg in Büchern behandelt werden würde. Nächste Woche kam ein Vertreter des KGB nach Langley, um sich über parlamentarische Kontrollmechanismen informieren zu lassen. Ryan hatte sich gegen den Besuch ausgesprochen – der streng geheimgehalten wurde –, weil es nach wie vor Russen gab, die für die CIA arbeiteten und auf offizielle Kontakte mit dem KGB panisch reagieren würden. Ähnliches traf, räumte Ryan ein, auch auf Amerikaner zu, die vom KGB beschäftigt wurden. Der Besuch eines alten Freundes, Sergej Golowko, stand ins Haus. Von wegen Freund, schnaubte Ryan und schlug den Sportteil auf. Ärgerlich, die Morgenzeitungen brachten nie die Ergebnisse der Spiele am Vorabend.

Als Jack ins Bad zurückkehrte, ging es zivilisierter zu. Er war jetzt wach, obwohl sein Magen nun mit der Welt noch weniger zufrieden schien. Zwei Magnesiumtabletten schafften Linderung. Inzwischen wirkte auch das Schmerzmittel. Am Arbeitsplatz würde er mit zwei weiteren Kapseln nachhelfen. Um 6.15 Uhr war er gewaschen, rasiert und angezogen. Bevor er hinausging, gab er seiner schlafenden Frau noch einen Kuß, wurde dafür mit einem zufriedenen Brummen belohnt und öffnete die Haustür in dem Augenblick, als der Dienstwagen die Auffahrt hochkam. Es war Ryan ein bißchen unangenehm, daß sein Fahrer noch viel früher aufstehen mußte als er, um rechtzeitig zur Stelle zu sein. Peinlicher noch, sein Fahrer war nicht irgend jemand.

»Morgen, Doc«, sagte John Clark mit einem rauhen Lächeln. Ryan glitt auf den Beifahrersitz. Dort war der Fußraum größer, und er wollte den Mann auch nicht beleidigen, indem er sich in den Fond setzte.

»Tag, John«, erwiderte Jack.

Hast wieder mal einen in der Krone gehabt, dachte Clark. Wie kann ein so kluger Mann so dumm sein? Und das Joggen hat er auch aufgegeben, spekulierte er, nachdem er einen Blick auf die Wölbung überm Gürtel des DCCI

geworfen hatte. Nun, resümierte Clark, er wird halt so wie ich lernen müssen, daß zuviel Alkohol und lange Nächte was für dumme Jungs sind. Schon bevor er in Ryans Alter gekommen war, hatte Clark sich zu einem Musterbeispiel für gesunde Lebensweise gemauert; ein Schritt, der ihm mindestens einmal das Leben gerettet hatte.

»In der Nacht war nicht viel los«, bemerkte Clark, als er anfuhr.

»Wie angenehm.« Ryan griff nach dem Depeschekoffer und tippte seinen Code ein. Erst als die grüne Leuchte blinkte, öffnete er ihn. Clark hatte recht gehabt; viel lag nicht an. Auf halbem Weg nach Washington hatte er alles durchgelesen und sich einige Notizen gemacht.

»Fahren wir heute abend Carol und die Kinder besuchen?« fragte Clark, als sie die Maryland Route 3 überquerten.

»Stimmt. Heute ist es wieder soweit, nicht wahr?«

»Ja.«

Jede Woche schaute Ryan bei Carol Zimmer, der aus Laos stammenden Witwe des Sergeant der Air Force, Buck Zimmer, herein. Nur wenige Leute wußten von der Mission, bei der Buck ums Leben gekommen war, und nur einigen mehr war bekannt, daß Ryan dem Sterbenden versprochen hatte, sich um seine Familie zu kümmern. Carol war nun Inhaberin eines kleinen Supermarkts der Franchise-Kette 7-Eleven, gelegen zwischen Washington und Annapolis. Zusätzlich zur Witwenpension bot er ihrer Familie ein regelmäßiges und respektables Einkommen und garantierte zusammen mit dem von Ryan eingerichteten Ausbildungsfonds jedem Kind einen Universitätsabschluß. Der älteste Sohn hatte es schon so weit gebracht, aber es würde lange dauern, bis alle Kinder ein Studium beendet hatten. Das Kleinste steckte noch in den Windeln.

»Haben sich die Skins noch mal sehen lassen?« fragte Jack.

Clark wandte nur den Kopf und grinste. Einige Monate nach der Geschäftsübernahme hatten ein paar Schlägertypen aus den Vorstädten, die sich an der Asiatin und ihren Mischlingskindern stießen, begonnen, sich in und vor dem Geschäft herumzudrücken, und den Betrieb derart gestört, daß Carol sich bei Clark beklagen mußte. Clarks erste Warnung war überhört worden. Offenbar hielt man ihn für einen Polizisten außer Dienst und nahm ihn nicht zu ernst. Deshalb hatten John und sein spanischsprechender Freund Ordnung schaffen müssen, und nachdem der Bandenführer aus dem Krankenhaus entlassen wurde, hielten sich die Skins von dem Supermarkt fern. Die Ortspolizei war sehr verständnisvoll gewesen, und der Umsatz war sofort um zwanzig Prozent gestiegen. Clark fragte sich mit einem wehmütigen Lächeln, ob das Knie des Anführers wieder richtig verheilt war. Hoffentlich sucht er sich jetzt eine anständige Arbeit...

»Was machen Ihre Kinder?«

»Eins studiert jetzt, und daran gewöhnt man sich schwer. Auch Sandy vermißt das Kind... Doc?«

»Ja, John?«

»Entschuldigen Sie, wenn ich das sage, aber Sie sehen schlecht aus und sollten ein bißchen langsamer tun.«

»Das sagt Cathy auch.« Ryan hätte Clark am liebsten gebeten, sich um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern, aber einem Mann wie Clark, der dazu noch ein Freund war, sagte man so etwas nicht. Außerdem hatte er recht.

»Als Ärztin weiß sie, wovon sie redet«, betonte Clark.

»Ich weiß. Es liegt halt am Bürostreß. Da laufen ein paar unangenehme Sachen, und...«

»Dagegen ist Sport besser als Saufen. Sie sind einer der klügsten Männer, die ich kenne. Verhalten Sie sich entsprechend. Ende der Moralpredigt.« Clark zuckte mit den Achseln und konzentrierte sich wieder auf den Berufsverkehr.

»John, Sie hätten Arzt werden sollen«, versetzte Jack und lachte in sich hinein.

»Wieso?«

»Kein Patient würde sich trauen, Ihre Ratschläge nicht zu beherzigen.«

»Ich bin der ausgeglichenste Mensch, den ich kenne«, protestierte Clark.

»Stimmt. Keiner hat lange genug gelebt, um Sie wirklich in Rage zu bringen. Wer Sie nur ein bißchen ärgert, ist bereits ein toter Mann.«

Aus genau diesem Grund war Clark Jack Ryans Fahrer geworden. Jack hatte für seine Versetzung aus dem Direktorat Operationen gesorgt und ihn zu seinem Leibwächter gemacht. Unter Direktor Cabot war das Außendienstpersonal um zwanzig Prozent gekürzt worden, und Leute mit paramilitärischer Erfahrung hatten als erste die Kündigung bekommen. Um diesen wertvollen Mann nicht zu verlieren, hatte Ryan, unterstützt von Nancy Cummings und einem Freund im Direktorat Verwaltung, zwei Vorschriften umgangen und eine dritte gebrochen. Außerdem fühlte Ryan sich in Begleitung dieses Mannes, der auch als Ausbilder fungierte, sehr sicher. Clark war obendrein ein vorzüglicher Fahrer und brachte ihn wie üblich pünktlich in die Tiefgarage.

Der Buick glitt auf den reservierten Parkplatz. Ryan stieg aus und fummelte an seinem Schlüsselbund. Der Schlüssel für den VIP-Aufzug hatte sich verklemmt. Zwei Minuten später war er im fünften Stock und ging durch den Korridor zu seinem Dienstzimmer. Das Büro des DDCI grenzte an die lange, schmale Suite des DCI an, der noch nicht zur Arbeit erschienen war. Aus dem kleinen, für den zweiten Mann in Amerikas wichtigstem Geheimdienst überraschend bescheidenen Raum blickte man über den Besucherparkplatz hinweg auf den dichten Kiefernbestand, der den CIA-Komplex vom George Washington Parkway und dem Flußtal des Potomac trennte. Ryan hatte Nancy Cummings nach seiner kurzen Phase als stellvertretender Direktor der Aufklärung (DDI) als Sekretärin behalten. Clark setzte sich ins Vorzimmer und sah Depeschen durch, um sich auf seine Rolle bei der Morgenbesprechung vorzubereiten; es ging um die Frage, welche Terroristengruppe im

Augenblick den größten Lärm machte. Zwar war noch kein ernsthafter Anschlag auf einen hohen Beamten des Dienstes verübt worden, aber die CIA hatte sich nicht mit der Vergangenheit zu befassen, sondern mit der Zukunft. Und dabei hatte sie sich nicht gerade mit Ruhm bekleckert.

Auf seinem Schreibtisch fand Ryan einen Stapel Material, das für den Depeschenkoffer im Auto zu gefährlich war, und bereitete sich für die allmorgendliche Konferenz der Abteilungsleiter vor, die er gemeinsam mit dem Direktor leitete. Neben der Kaffeemaschine in seinem Büro stand ein sauberer Becher, der nie benutzt wurde; er hatte dem Mann gehört, von dem Ryan zur CIA geholt worden war: Vizeadmiral James Greer. Nancy hielt das Erinnerungsstück rein, und Jack begann keinen Arbeitstag in Langley, ohne an seinen verstorbenen Chef zu denken. Nun denn. Er rieb sich Gesicht und Augen und ging an die Arbeit. Was für neue und interessante Dinge hielt die Welt heute für ihn bereit?

Wie viele in seinem Beruf war der Waldarbeiter ein großer, kräftig gebauter Mann, der einsdreiundneunzig groß war und hundert Kilo wog. Der ehemalige Football-Verteidiger hätte anstatt zum Marinekorps auch mit einem Sportstipendium an eine Universität gehen können. Mit einem akademischen Grad aber hätte er zwangsläufig Oregon verlassen müssen, und das hatte er nicht gewollt. Was wollte er dann? Football-Profi und anschließend Bürohengst werden? Kam nicht in Frage. Er hatte sich seit seiner Kindheit im Freien am wohlsten gefühlt und zog nun mit einem guten Einkommen seine Kinder in einer freundlichen Kleinstadt auf. Er führte ein hartes, aber gesundes Leben und war in seiner Firma der Mann, der am exaktesten und sanftesten Bäume fällen konnte und daher die kniffligsten Aufträge bekam.

Der Waldarbeiter ließ die Zweimannsäge laufen, und ein Helfer nahm auf einen stummen Befehl hin seinen Platz auf der anderen Seite ein. Mit der Doppelaxt war bereits eine Fallkerbe in den Stamm geschlagen worden. Nun fraß sich die Säge langsam ins Holz. Der Waldarbeiter achtete auf die Maschine, der Helfer auf den Baum. Dies war eine Kunst und eine Frage der Berufsehre; der Waldarbeiter war stolz darauf, daß er nicht einen Zentimeter Holz mehr verschnitt als notwendig. Nach dem ersten Schnitt zogen sie die Säge heraus und begannen ohne Pause mit dem zweiten, für den sie vier Minuten brauchten. Der Waldarbeiter war angespannt und hellwach. Als er einen Windhauch im Gesicht spürte, hielt er inne und überprüfte, ob er aus der rechten Richtung kam. Für einen jähen Windstoß waren selbst Baumriesen Spielzeug – besonders, wenn sie fast zur Hälfte durchgesägt waren.

Der Wipfel wankte . . . fast war es soweit. Er nahm die Säge etwas zurück und winkte seinem Helfer zu. Der junge Mann nickte ernst und wußte, daß er nun auf Augen und Hände des Kollegen zu achten hatte. Noch dreißig Zentimeter, dachte der Waldarbeiter. Sie führten den Schnitt sehr langsam zu Ende, eine schwere, in dieser gefährlichen Phase aber unvermeidliche Belastung der Kette. Sicherheitsleute achteten auf den Wind, und dann . . .

Der Waldarbeiter riß die Säge heraus, ließ sie fallen und wich mit seinem Helfer um zehn Meter zurück. Beide beobachteten den Stamm. Sollte er schnellen, würde es gefährlich.

Doch er neigte sich sauber und wie immer scheinbar quälend langsam. Der Waldarbeiter verstand, warum diese Phase in Dokumentarfilmen am häufigsten auftauchte. Der Baum schien zu ahnen, daß er sterben mußte, er wehrte sich vergebens, und das Ächzen des Holzes klang wie ein verzweifeltes Stöhnen. Mag sein, dachte er, aber schließlich ist es ja nur ein Baum. Der Schnitt öffnete sich, der Baum fiel. Nun bewegte sich der Wipfel sehr schnell, aber die Gefahr drohte an der Schnittstelle, und die behielt er im Auge. Als der Stamm sich um fünfundvierzig Grad neigte, riß das Holz und schnellte über den Stumpf hoch. Die durch die Luft sausende Krone verursachte einen Riesenlärm. Wie schnell, fragte er sich, fällt sie? Schneller als der Schall? Nein, wohl kaum . . . mit einem dumpfen Schlag schlug der Baum auf den weichen Waldboden auf, prallte einmal ab und kam dann zur Ruhe. Schade eigentlich, nun war der majestätische Baum bloß noch Holz.

Zur Überraschung des Waldarbeiters kam nun der Japaner herüber, berührte den Stamm und sprach etwas, das ein Gebet gewesen sein mußte. Erstaunlich, dachte er, wie ein Indianer. Der Waldarbeiter wußte nicht, daß der Schintoismus eine animistische, dem Glauben der amerikanischen Ureinwohner nicht unähnliche Religion war. Bat der Fremde den Geist des Baumes um Vergebung? Der kleine Japaner trat auf den Waldarbeiter zu.

»Sie haben großes Geschick«, sagte er und verneigte sich tief.

»Danke«, erwiderte der Waldarbeiter nickend; dies war der erste Japaner, dem er begegnete. Ein Gebet für einen Baum; der Mann hat Stil, dachte er.

»Eine Schande, so ein prächtiges Gewächs töten zu müssen.«

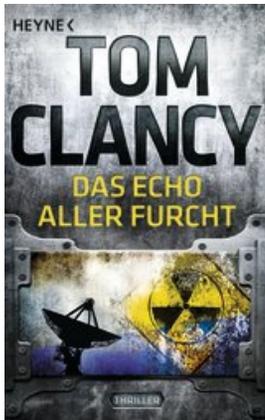
»Ja, da haben Sie wohl recht. Kommt das Holz wirklich in eine Kirche?«

»Ja. Solche Bäume gibt es bei uns nicht mehr. Wir brauchen vier riesige Balken, je zwanzig Meter lang. Hoffentlich liefert dieser Stamm alle«, meinte der Japaner mit einem Blick auf den gefällten Waldriesen. »Die Tradition des Tempels schreibt nämlich vor, daß alle aus demselben Stamm kommen müssen.«

»Finde ich auch«, meinte der Waldarbeiter. »Wie alt ist der Tempel denn?«

»Zwölfhundert Jahre. Die alten Balken wurden vor zwei Jahren bei einem Erdbeben beschädigt und müssen bald ausgetauscht werden. Hoffentlich hält der Ersatz mindestens ebenso lange. Es war ein schöner Baum.«

Unter Aufsicht des Japaners wurde der Stamm in einigermaßen überschaubare Stücke geschnitten. Dennoch war der Abtransport problematisch. Die Firma hatte deshalb Spezialgeräte bereitgestellt und berechnete für diesen Auftrag eine Riesensumme, die der Japaner, ohne mit der Wimper zu zucken, beglich. Der Mann bat sogar um Verständnis für die Entscheidung, den Stamm nicht vom Sägewerk der Firma verarbeiten zu lassen. Das sei eine Frage der Religion, erklärte er langsam und deutlich, und bedeute keine Herabsetzung der amerikanischen Arbeiter. Ein Manager nickte. Ihm war es recht; der Baum



Tom Clancy

Das Echo aller Furcht

Ein Jack Ryan Roman

Taschenbuch, Broschur, 784 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43676-3

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2013

Ein neues Kapitel des Kalten Krieges

Der Kalte Krieg scheint Vergangenheit, die Weltmächte verhandeln im Zeichen einer friedlichen Zukunft. Doch hinter den Kulissen tickt eine gefährliche Zeitbombe. Ein seltsamer Bombenfund genügt, um einen weltumspannenden tödlichen Konflikt zu entfachen. Jack Ryan muss einen nahezu aussichtslosen Kampf gegen die Zeit gewinnen ...